# Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 35/36 — 6. September 1923 — 37. Jahrgang

**Inhalt:** Um die Existenz der Christlichen Welt — Lutherischer Weltkonvent zu Eisenach. Ein Fragment — Zur vierzehnten der von A. v. Harnack gestellten Fragen — Welche Bedeutung hat Karl Barth für die evangelische Theologie der Gegenwart? — Vom protestantischen Kirchenbau der jüngsten Vergangenheit und der nächsten Zukunft — Zum neuen Kultus — Herrmanns Dogmatik. Seiner Vorlesungen achtes Stück — Der Atheismus und seine Geschichte im Abendland — Vom Studententag Pforta — Verschiedenes: Jesus in Bildern aus seinem Leben (Zündel); Der Entwicklungsgedanke in der gegenwärtigen Natur- und Geisteswissenschaft (Fleischmann-Grützmacher); Kleine Mitteilungen — Wöchentliche Chronik — Weimar — Anzeigen

## Um die Existenz der Christlichen Welt

Auch die Christliche Welt kämpft inmitten der allgemeinen Not ihren Kampf um die Existenz. Wie die Springflut über eine Hallig-Insel herfällt, so will die wahnsinnige Geldentwertung auch uns verschlingen. Die zweite Julinummer kostete — rein die Herstellung — 9,9 Millionen Mark, die erste Augustnummer, veranschlagt auf 22 Millionen, kostete rund 300 Millionen. Hierbei sind lediglich die Löhne ohne Materialmehrkosten berücksichtigt. Die tarifmäßigen Buchdruckerlöhne sind seit Anfang Juli bis jetzt um das 75 fache gestiegen, weitere Steigerungen sind zur Stunde gar nicht abzusehen. Wer will da Schritt halten? Was bedeutet dem gegenüber der Bezugspreis, obgleich er nachträglich erhöht worden ist? Und wie hoch soll er eigentlich erhöht werden, jetzt für den September, dann für das vierte Quartal? Ungeheure Lohnforderungen, die man an sich nicht einmal unbillig schelten kann, unerschwingliche Papierkosten drohen jeden Kalkul, jede Opferwilligkeit matt zu setzen.

Es ist das allgemeine Lied. Es ist die allgemeine Not. Aber wir müssen uns doch entschließen: Verlag, Redaktion, Leser — ob wir da weiter noch mitmachen wollen.

Der Verlag ist fest entschlossen, die Christliche Welt durch die kritische Zeit durchzubringen. Damit ist die Hauptsache entschieden. Es bleibt nur übrig, daß Redaktion und Mitarbeiter, daß Leser und Bezieher ihm die Ausführung dieses Entschlusses durch ihre treue Mitwirkung möglich machen.

Über den Bezugspreis entscheidet vom Oktober an ein Schlüsselverfahren. Unser Friedenspreis war zuletzt für das Vierteljahr 2.50 Mark bei monatlich 6 Bogen. Jetzt geben wir monatlich 4 Bogen, das entspricht einem Friedenspreise von 1.68 vierteljährlich. Legen wir also der Berechnung des Bezugspreises für die Zeit vom Oktober an eine Grundzahl von monatlich 60 Pfennige, vierteljährlich 1.80 Mark zu Grunde, so beträgt er im Oktober bei einer Schlüsselzahl von 1 000 000 monatlich 600 000, vierteljährlich 1 800 000 Mark. So wird die Rechnung im nächsten Quartal aussehn. Und anders läßt sich der Preis nicht regeln. Bleibt noch die Sorge für den September. Wenn für September 150 000 Mark angesetzt sind, so leuchtet ein, daß wir damit nicht auskommen können.

Wir werden deshalb nicht nur darauf vertrauen müssen, daß die Bezieher unsers Blattes sich für September die Erhöhung des Preises gefallen lassen, sondern daß sie sich auch noch, wer irgend kann, zu einem **freiwilligen Notopfer** entschließen. Unsre ausländischen Abonnenten werden sich nicht wundern, wenn wir sie insbesondre bitten dazu beizutragen, und zwar in ihrer heimischen Münze. Am liebsten würden wir sie bitten, für Vermehrung unserer Abonnenten im Auslande zu sorgen; das wäre ja die feinste Hilfe. Aber so dankbar wir dafür sind, daß wir viele treue Leser außerhalb Deutschlands besitzen, so sind doch unsrer weiteren Verbreitung draußen starke Schranken gezogen. Darum bleibt die Last der Hilfe wesentlich auf den Schultern derer, die uns bisher auch draußen zu schätzen wußten. Ihre Gaben erbitten wir entweder an die Adresse der Redaktion (Professor Rade in Marburg a. L.) oder des Verlags (Friedrich Andreas Perthes A.-G. in Gotha). — Unsre deutschen Freunde bedienen sich am besten der Postscheckkonten „Frankfurt a. M. 9807 Professor Rade" oder „Erfurt 2422 Friedrich Andreas Perthes".

Und dazu nun etwas Erfreuliches. Unsre Anregung, minderbemittelten Freunden, die lange Jahre hindurch die CW gehalten haben, aber jetzt nicht mehr dazu im Stande sind, durch Verbilligung des Abonnements das Forthalten des Blattes zu ermöglichen, hat herzlichen Widerhall gefunden. Wir werden an einige Freunde also die CW zum halben Preise abgeben können. Meldungen bitte an mich. Der Verlag muß aber in diesem Falle direkt versenden, wir werden zu dem halben Preise noch das Porto tragen müssen. An vier Adressen konnte die Vergünstigung schon bewilligt werden. Weitere Gelder zu diesem Zweck unter dem Schlagwort „CW-Hilfsfonds" auf welchem Wege immer an Verlag oder Redaktion erbeten.

Endlich: die Vereinigung der FCW muß der Notlage auch ein Opfer bringen. Die Nummer der Mitteilungen An die Freunde, die — besonders reichhaltig und wichtig — im MS druckbereit vorliegt, kann nicht wohl ausgegeben und versandt werden. Die Geldbeiträge, die uns eigens dafür gestiftet worden sind, reichen für eine solche Leistung entfernt nicht aus. Wir können aber die Mitglieder nicht mit so hohen Steuern belasten, wie wir es nötig hätten. Und es scheint uns richtiger, nach der Tagung von Weimar eine ergiebige Nummer herauszugeben, als jetzt uns durch ein noch so erwünschtes Blatt mit Schulden zu belasten. Was vor und für Weimar noch gesagt werden muß, mag in der Christlichen Welt selbst erscheinen.

Ein Jedes muß zusehen, wie es in dem allgemeinen Bankerott bestehen mag. So auch unsre „Christliche Welt". Wir sind unsrer Verlagshandlung von Herzen dankbar, daß sie uns durch ihre eigne Zuversicht den Mut stärkt, durch die Krisis hindurch uns den Weg zu suchen in eine bessere Zukunft hinein. Und wir rechnen mit unsrer Verlagshandlung dabei auf volles Verständnis und ausdauernde Treue bei den Freunden.

Leider müssen wir die Honorar-zahlung an unsre Mitarbeiter auf eine ganz andre Basis stellen. Bisher haben wir jeden Artikel grundsätzlich honoriert. Wa-

aber soll man jetzt bieten?? Führen wir die alte Methode anständig durch, so ist der Bankerott unvermeidlich. Was aber sollen den Mitarbeitern heute ein paar tausend Mark? die frißt ja das Porto! So gedenken wir also ausnahmsweise zu zahlen, und dann, wie sichs gebührt; für besonders begehrte Beiträge oder an solche Verfasser, die es besonders nötig haben. Wir bitten bei Einsendung der Manuskripte in der Regel mit zu bemerken, ob Honorar erwünscht ist. Rade

## Lutherischer Weltkonvent zu Eisenach

Ein Fragment

Ein Fragment nur wird meine Berichterstattung liefern. Nur von einem geringen Stück der ganzen siebentägigen Veranstaltung werde ich berichten. Warum? Weil nur ein geringer Teil der Tagung öffentlich war. Nicht weniger als fünf „geschlossene Versammlungen" bot das Programm, mit den interessantesten Gegenständen: „Der ökumenische Charakter des Luthertums", „Das Bekenntnis als unerläßliche Grundlage der lutherischen Kirche", „Auf daß sie alle eins seien — was kann die lutherische Kirche dazu tun?" „Die Entwicklung und Eigenart der lutherischen Mission", „Wie die lutherische Mission den Krieg überstand", „Die lutherische Weltdiaspora". Ich hoffte ein wenig, es werde doch ein Teil dieser Verhandlungen dem diskreten Zeugen zugänglich sein. So bin ich einst mit einem Passe-partout durch den Deutschen Katholikentag gegangen (1903 Nr. 36 f.), und es hat niemandem geschadet. Aber der Numerus clausus war streng. Nur eine bestimmte Zahl von Zuhörern wurde außer den Delegierten zugelassen; das war für manchen treuen Anwärter härter als für mich. Dieses Arrangement verrät ja eine gewisse Ängstlichkeit, mit der die Verantwortlichen an ihr Unternehmen gingen, eine übergroße Vorsicht. Man erwartete innere Schwierigkeiten, man fürchtete Hemmungen oder üble Folgen von außen. Und kein Zweifel, daß die geschlossenen Türen den Teilnehmern eine willkommene Vertraulichkeit verschafften. Für einen Weltkonvent freilich der Weltoffenheit doch gar zu wenig! Aber schließlich ist es das Recht einer jeden solchen Veranstaltung, sich ins Dasein zu setzen, wie sie will.

Genug, unser Bericht muß notwendig Fragment bleiben. Darum geschieht er auch nur unter großem Vorbehalt. Er kann durch das, was die Delegierten beraten und beschlossen haben werden, die stärksten Berichtigungen erfahren. Irgendwie wird ja das Wesentliche der Ergebnisse zutage kommen. Je nach der Wichtigkeit werden wir davon Kenntnis nehmen.

Jedenfalls nahm ich mit, was zur Eröffnung des Weltkonvents zu haben war. Zwei Predigtgottesdienste in der Georgskirche, eine „Große öffentliche Versammlung" im Fürstenhof und eine Wartburgfeier (19.—21. August). Dazu würden nun, wenn man dafür hätte am Platze bleiben können, noch zwei Gottesdienste (am 23. und 24.) und eine „Öffentliche Abendversammlung" (am 24.), alle drei in der Georgskirche, zugänglich gewesen sein. Zum Glück gab es an den ersten zwei Tagen noch zwei Versammlungen, die nicht Glieder des Weltkonvents waren, aber doch als Zugaben mit auf dem Programm standen, und denen beizuwohnen von ganz besonderem Interesse war. Ich berichte erst von dem Weltkonvent, dann von diesen Zugaben.

1

Eine „Teilnehmerliste" wies 150 Namen auf. Sie umfaßte wohl nur die Delegierten. Ich zähle 19 aus Nordamerika, 8 aus Finnland, je 5 aus Schweden und der Tschechoslowakei, je 4 aus Estland und Polen, je 3 aus Dänemark und Ungarn, je 2 aus Österreich, Lettland, Norwegen, Frankreich, Indien, je 1 aus Canada, Holland, Litauen, Rußland, Rumänien, Jugoslavien. Missouri- und Jowa-Synode sind offenbar nicht vertreten. Der deutsche Westen fast gar nicht.

Die Teilnahme an den öffentlichen Zusammenkünften war groß. Kirche, Saal, Wartburghof faßten nur eben die Menge. Eisenacher Gemeinde die Mehrzahl, das konnte heut nicht anders sein.

Die Eröffnungspredigt hielt D. Stub, Präsident der Norwegischen Lutherischen Kirche in NA, aus St. Paul, Minnesota. Sein Text war 1. Kg. 21, 2 f., die Geschichte von Naboths Weinberge. Wer sie nicht kennt, möge sie nachlesen. Ich gestehe, daß mich doch ein Schrecken überkam bei diesem Text. Aber hier erfuhr ich wieder einmal, daß Niemand über einen Kongreß urteilen soll, der ihn nicht ganz mit durchlebt hat. Hätte ich nur die eine und nicht die zweite Predigt — des Bischofs D. v. Raffay aus Budapest — auch gehört, ich würde mit einem ganz falschen Eindruck von Eisenach geschieden sein. Über Predigten schreibe ich aber nicht gern. Darum nur dies. Die des Amerikaners war ganz auf das Alte gerichtet, das depositum fidei wie die Katholiken sagen oder die den Vätern geoffenbarten „Wahrheiten", wie — so im Plural — der rechte Flügel der Lutheraner sich gerne ausdrückt. „Das lasse der Herr fern von mir sein, daß ich dir meiner Väter Erbe sollte geben." Kaum eine Wendung nach der Zukunft hin, kaum ein Hauch der Gegenwart. Das war nun bei dem Bischof aus Ungarn ganz anders. Text: Röm. 8, 18—25. Und diese Worte sollte erst recht der gefällige Leser gleich einmal in Ruhe nachlesen und überdenken. Da konnte man ganz dabei sein, wie der Prediger uns aufs Herz und Gewissen legte, daß die Welt heute mehr als je auf die Offenbarung der Kinder Gottes — warte! Wir sehnen uns mit ihm darnach. Und wenn die Lutheraner bei diesem Beweise des Geistes und der Kraft, den die Kinder Gottes zu führen haben, „ihr Generalstab" sein wollen, und sind es wirklich, dann sollen sie unsern Dank dazu haben.

Die Eröffnungsfeier, unter dem Vorsitz von Ihmels brachte viel feine Worte. Vertrat Ihmels Deutschland, so D. Brandelle von Rock Island, Präsident der Augustanasynode, Nordamerika. Die Begrüßungen waren auf ein verständiges Maß beschränkt. Söderblom tat wohl wie immer; es war uns doch eine große Beruhigung, ihn auch an dieser Stelle zu sehen und zu hören. (Weshalb müssen die Amerikaner ihre Produkte ablesen, auch wenn sie in ihrer Muttersprache reden und gedolmetscht werden? Wir Deutschen lieben nicht diese vorher mit Maschinenschrift aufgeschriebenen Empfindungen.) Die Hauptzeit dieser Versammlung füllten Bericht und Dank zu der Liebestätigkeit, die auf dem Boden des Weltluthertums seit dem Kriege lebendig geworden ist. Sie war ja die schöne Voraussetzung dieses Weltkonvents überhaupt. Und da durften wir nun einen der beiden Männer, die offenbar das größte Verdienst an diesem Liebeswerk haben, selber hören mit einem Vortrage: „Wir wollen einander helfen." Es war das Professor D. Morehead aus New-York. (Der andre ist mitten aus der Hilfsarbeit von Gott abgerufen worden, D. Larsen.) Es hat keinen Sinn, daß ich hier über das, was wir ausführlich vornahmen, auf Grund meiner Erinnerung berichte. Sobald der Vortrag gedruckt vorliegt, werden die wichtigsten Daten von uns mitgeteilt werden. Genug, daß man dem Manne zutrauen durfte, er werde nicht müde werden das Werk fortzusetzen, so lange es nottut. Mit kluger Beschränkung waren Drei bestellt, die ihm antworteten. Der Generalsuperintendent Meyer aus Moskau: man freute sich herzlich, daß eine solche frische, ungebeugte Kraft an solcher Stelle steht; Superintendent D. Cordes aus Leipzig, und ein Finnländer, Missionsdirektor Tarkkanen. Man fühlte sich allmählich wie in einer Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins oder — so muß ich wohl besser sagen — des Lutherischen Gotteskastens. Einen be-

sonderen, tiefernsten Ton brachte D. Cordes in die Dank-Symphonie. Er bat die ausländischen Lutheraner, uns „ehrlos" gewordenen Deutschen nicht nur zu unserm Leben und Bestande, sondern auch wieder zu unserm guten Namen zu helfen. Gerade weil ich für das äußerliche Verständnis, mit dem das „Rettet die Ehre" bei uns auch in christlichen Kreisen vielfach gepflegt wird, nur ein schmerzliches Bedauern haben kann, bin ich Cordes für die granitnen Sätze, die er in dieser Sache sprach, und von denen ich Wort für Wort unterschreibe, herzlich dankbar. In der Tat müssen wir diesen Dienst von unsern ausländischen Mitchristen, wo immer wir mit ihnen Fühlung haben, zu begehren den Mut finden und darin nicht müde werden.

Die Wartburgfeier nahm trotz Regen ihren erhebenden Verlauf. Ihmels und ein Amerikaner sprachen, auch dieser englisch. Die Kurrende sang.

Etwas Charakteristisches ist von diesem „Bekenntnisakt" nicht zu melden.

Damit ist das Fragment erledigt, das Stück Weltkonvent, dem man beiwohnen konnte, in Kürze beschrieben. Über die Schicksalsfrage des Konvents darf man sich auf Grund dieser öffentlichen Vorgänge kein Urteil erlauben. Die Schicksalsfrage für die 80 Millionen Lutheraner, welche die Statistik in der Welt zählen mag, für den Protestantismus und die Christenheit überhaupt, insbesondre aber auch für unsre deutsche Kirche — die Schicksalsfrage über diesem Konvent lautet: Werden sie sich in dieser welt- und kirchengeschichtlichen Stunde zu einer engeren, abgeschlossenen Gemeinschaft zusammentun, die in der Sorge um ihr Erbe sich von der übrigen Christenheit mehr scheiden als mit ihr zusammenhalten? Oder werden sie sich zusammenschließen, um so ein nur desto gesünderes und kräftigeres, leistungsfähigeres und wirksameres Glied am Ganzen zu sein, am corpus mysticum Christi? Die Verantwortlichen von Eisenach haben ganz recht gehabt, wenn sie nicht ohne Zagen in diesen Weltkonvent hineingingen. Eine noch nie dagewesene Gelegenheit, Kraft zu entfalten, himmelweite Entscheidungen zu treffen — nutzlos, heillos vertan: das wäre schrecklich. Aber den Augenblick, den Gottes-Augenblick recht verstanden und gebraucht — wie wir hoffen —: das wäre ein Segen, für den wir nicht dankbar genug sein könnten.

2

Und nun die Beigaben. Mir, und vielleicht auch meinen Lesern, besonders interessant.

Am Sonntag Abend bot uns die Volkskirchliche Vereinigung der Christusgläubigen einen Vortrag von D. Laible, dem Herausgeber der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung: „Der Zusammenschluß der Christusgläubigen eine Forderung der Gegenwart." Und auf Montag Abend lud die Lutherische Thüringer Kirchliche Konferenz zu einem Vortrage von D. Elert, dem Direktor des altlutherischen Predigerseminars in Breslau (als Professor nach Erlangen berufen), über „die innere Zukunft des Luthertums". Ich könnte beide Reden recht genau wiedergeben; aber woher den Raum nehmen? Ich muß mich mit einigen Reflexionen begnügen.

„Demagogisch" sagte zu mir ein gesinnungsverwandter Nachbar nach Laibles Rede. Ich möchte das nicht sagen. Dafür war zu viel persönlicher und sachlicher Ernst drin. Aber agitatorisch. Aufregend. Aufreizend. So mußte der Redner auf sein Publikum (viel schlichte Bürgersleute darunter) wirken. Zunächst empfand ich Ton und Tendenz, nach der Naboth-Predigt, als eine Wohltat. Hier gab es ein starkes frommes Vorwärtsdrängen. Und der Kritik an unsern inneren Zuständen konnte man weithin zustimmen. Dabei beschäftigte mich freilich je länger je mehr das Verhältnis dieser Organisation der „Christusgläubigen" zum Luthertum. Denn auch wo mich die Energie des vertretenen Standpunkts freute, war es mehr „Gemeinschafts"- als „Luthertums"-Geist. Auch schien mir diese Strategie von der durch die Absicht des Weltkonvents gebotenen doch stark zu differieren. Bei aller Rücksichtnahme auf dessen streng konfessionellen Charakter konnte es hier nur heißen: Christusgläubige aller Konfessionen, vereinigt euch! Also eine gewollte Ergänzung des Konvents? Aber man kann nicht Alles zugleich wollen, auch nicht Zweierlei zugleich. Hier stimmte etwas nicht ganz. Aber das hätte nun der Weltkonvent mit den Christusgläubigen auszumachen und geht uns gewissermaßen nichts an.

Wenn aber nun der Zusammenschluß der Christusgläubigen gefordert wurde als Zusammenschluß gegen unsereinen, da war man ja wohl ernsthafter ins Spiel gezogen. Die Professoren, die auf den Hochschulen ungläubige Prediger zeugen, die durch Kundgebungen wie die in Nr. 24 der CW veröffentlichten in die Parteikämpfe eingreifen, mit Namen genannt Heitmüller, der nach seiner eigenen Aussage nicht an das alte Evangelium glaube, und der durch solche Leute verschuldete Jammer der unversorgten Gemeinde wurden gekennzeichnet. Kurz und knapp, wie sollte es anders sein. Aber der Theologe konnte dem Theologen doch eben diesen Passus schwer verzeihen. Stelle ich mich einfach auf die Seite derer, die Laible meint und bekämpft, so bin ich bereit, seiner Kritik unsers Betriebes in weitem Maße rechtzugeben. Wir wissen das, und die Arbeit an uns selbst steht nicht still. Laible aber könnte das auch wissen. (Wenn er das verschweigt, so liegt darin das, was mein Nachbar „demagogisch" nannte.) Und es steht eben trotz allem nicht so, daß drüben „die Christusgläubigen" sind und hüben die Christusungläubigen. Es gibt heutzutage sogar auf unsrer Seite Jesusungläubige, die darüber Christusgläubige geworden sind. Das wird nun D. Laible vielleicht wenig umstimmen. Immerhin, nun sind die Dinge in Fluß! in Wissenschaft und Praxis, Theologie und Kirche! Mit dem Christus der zwei Naturen und der communicatio idiomatum kommt man auch mit der Jungfrauengeburt dawider nicht auf. Denn mit solchen Losungen weckt man Gegner im eignen Lager. Die Dinge liegen viel komplizierter. Das weiß ein „Weltkonvent", soll aber auch eine Versammlung von Christusgläubigen wissen. Und was nun Heitmüller betrifft: wir haben zu dem Streit, den seine Berufung von Bonn nach Tübingen auf den Lehrstuhl nicht nur eines Schlatter, sondern eines Ferdinand Christian Baur in Württemberg und darüber hinaus hervorgerufen hat, bisher nichts gesagt. Wir kennen von Marburg her seine Hingabe an das, was er zu lehren hat, das Neue Testament, und an den Glauben, den er zu vertreten hat, den Lutherischen Glauben, und wissen etwas von dem Segen, den die studentische Jugend an ihm spürt. Er hätte sich vom alten Evangelium losgesagt? Es ist mir nicht bekannt. Man lasse ihn weiter arbeiten und arbeite weiter mit ihm, wie sich das unter Fachgenossen gebührt. In zehn Jahren wollen wir uns über den „Fall Heitmüller" wieder sprechen. Es ist nicht so leicht die „Christusgläubigen" zusammenzuschließen und die Front der Feinde zu bestimmen, gegen die ihre Sammlung nun kämpfen soll. Vielleicht wissen sie drüben mehr von Christus und wir mehr — vom Glauben! Wozu anders sind wir denn da, sind wir aneinander gebunden in Einem Kirchenwesen, als damit wir voneinander lernen?

Was die heutige Kirche leisten muß, die bisherige versäumt hat, ist Volksmission! Ohne Zweifel werden wir Theologie-Professoren deren erste selbstverständliche Objekte sein. Da ist es nun tröstlich und erquicklich, was ich weiter in Eisenach erlebt habe. An dem zweiten Abend nämlich, dem der Thüringer Kirchlichen Konferenz. Sie

stellte sich ausdrücklich als die Organisation vor (durch Stiftsprediger Otto in Eisenach, den verdienten örtlichen Leiter des Konvents), welche den Verein der Christusgläubigen aus sich heraus geboren habe; einst im Verborgenen tätig, sei sie nun damit unter die große Öffentlichkeit getreten. Diese selbe Konferenz bot uns also den Vortrag von Elert über „die innere Zukunft des Luthertums". Und mit dem, was Elert bot, kam man nun doch von dem Boden des Gemeinschaftschristentums durchaus auf den Boden des Luthertums zurück. Und wenn dann die Mission der Christusgläubigen an uns Christusungläubigen in der Art geschehen soll, wie Elert sie übte, so wollen auch wir Professoren uns das von Herzen gern gefallen lassen. Ich freute mich aber ganz besonders auch für den Konvent, ganz besonders um der fremden Teilnehmer willen, daß sie doch einmal auch die deutsche lutherische Wissenschaft zu hören bekamen, aus dem Munde eines Vertreters, der noch jung genug ist, daß man noch viel von ihm erwarten darf. Seine Rede wird man ja sicher demnächst zu lesen bekommen, da kann jedermann meine Stimmung nachprüfen.

Ich schließe mit meinem Beitrage zum Lutherischen Weltkonvent. Vermißt habe ich nämlich, daß einer hingetreten wäre und hätte geredet über Luther als das einigende Prinzip des Protestantismus. Angeklungen ward ja dieser Ton, aber nur ganz leise. Vielleicht auch aus Vorsicht, vielleicht weil man das Selbstverständliche nicht laut hinausrufen wollte. Von den Missouriern bis zu den Quäkern, über Calvinisten, Methodisten, Baptisten und selbst Anglikaner hinweg der Eine Lebensstrom, der von Luther ausgegangen ist! Das darf man denn also ergänzend all dem Gehörten hinzufügen und von Herzen hoffen, daß in diesem Sinne die Entscheidung innerhalb der geschlossenen vier Wände gefallen ist.

Marburg Martin Rade

---

## Zur vierzehnten der von A. v. Harnack gestellten Fragen

Die Debatte zu den in Nr. 1/2 mitgeteilten Fragen hat sich auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Probleme bewegt. Indem ich nun lediglich das Verhältnis der Praxis zur Wissenschaft ins Auge fasse, möchte ich dem verehrten Lehrer (ich hörte bei ihm, als er noch Privatdozent in Leipzig war) noch eine mich besonders nahe berührende Frage von meinem Standpunkt aus beantworten.

Die Grundlage für eine zuverlässige und gemeinschaftliche Erkenntnis der Person Jesu Christi läßt sich nicht anders gewinnen als durch kritisch-geschichtliches Studium. Aber die Methode, in der dies kritisch-geschichtliche Studium betrieben wird, gibt zu Bedenken Anlaß. Ich kann nicht leugnen, daß eine dreißigjährige Beschäftigung mit den synoptischen Reden Jesu und der zugehörigen Literatur meinen Respekt vor der Wissenschaft gemindert hat.

Ich nenne einige Anstöße. Man hat der Person Jesu zugemutet, daß er Salz gesalzen werden läßt (Matth. 5, 13). Luther hat diese Erklärung vermutlich gekannt und verworfen. Trotzdem hat man seine Übersetzung (womit soll man salzen?) „verbessern" zu müssen geglaubt, indem man schrieb: Womit soll man's salzen? Nun hat der Ausleger nach Schleiermacher festzustellen, welches Denken der Rede zu Grunde gelegen. Was berechtigt die Ausleger zu der Voraussetzung, daß dieses Denken ein absurdes gewesen sei? Übrigens ist neuerdings Weinel (Die Bergpredigt) zu Luthers Übersetzung zurückgekehrt. — Ein anderer Fall. Man konserviert das alttestamentliche Gesetz bis auf den Buchstaben und erklärt das Sabbatgebot für ungültig. In letzterer Hinsicht hat nun die Wissenschaft seit Hengstenberg (Über den Tag des Herrn) schwerlich einen Fortschritt gemacht. Wenn man das Sabbatgebot nicht nur nach seinem Buchstaben, sondern auch nach seinem sittlichen Gehalt fallen läßt, indem man es unter die angeblich nicht mehr geltenden Zeremonialgebote rechnet, so kann man sich nicht wundern, wenn eine sittliche Verpflichtung gegenüber dem Feiertag überhaupt nicht mehr empfunden wird. Dagegen ist die Heiligsprechung des Häkchens am Gesetz (Matth. 5, 18) grammatisch nicht zu beseitigen. Aber die Rhetorik lehrt uns, das Häkchen als Metapher zu verstehen. Wie beim Wort das Häkchen, also das Kleinste, von Wichtigkeit ist, so beim Gesetz die kleinsten Gebote, zumal mit den großen Geboten nicht viel gedient ist, da es gar kein Beweis von Frömmigkeit ist, daß einer noch Niemanden totgeschlagen, noch keinen Ehebruch begangen, noch keinen falschen Eid geschworen hat. Es kommt also an auf die kleinen Gebote (nicht zürnen, nicht schimpfen, nicht verdammen usw.). Diese ewig gültigen sittlichen Grundsätze, der heilige Wille Gottes, der in dem geschriebenen Gesetz nur einen mehr oder weniger unvollkommenen Ausdruck gefunden hat, sind die Häkchen am Gesetz. Aber dieser Erklärung steht der Grammatizismus im Wege. Darunter verstehe ich nicht das grammatische Verfahren, sondern die Beschränkung auf dieses Verfahren, indem man jede Ergänzung desselben durch andere Gesichtspunkte als unwissenschaftlich ablehnt. — Dieser Grammatizismus hat der Person Jesu einen bitter-bösen Streich gespielt, indem er ihm einen Betrüger an die Rockschöße hängte (Luk. 16, 1—13). Der Scharfsinn, der reichlich aufgewandt ist, konnte die Ausleger nicht aus dieser Klemme befreien. Nun belehrt uns die Rhetorik, daß ein Vergleich zwei Hälften hat und daß das Fundament einer erdichteten Erzählung der erste Satz ist. Also darf der Ausleger über den ersten Satz nicht hinweglesen, bevor er festgestellt hat, welches die beiden Hälften sind. Der Satz handelt von einem Gutsbesitzer und seinem Verwalter, die andere Hälfte von Gott und seinem Verwalter oder, da der Verwalter Gottes ein Eigentümer ist, von Gott und dem Gutsbesitzer. Nun belehrt uns die Rhetorik, daß lediglich die Sachhälfte Gegenstand der Rede und die Bildhälfte nur Darstellungsmittel ist. Also ist die Rede von dem Verwalter Gottes, und ein Prinzipal, der betrogen werden könnte, ist gar nicht vorhanden. Der Verwalter kann Gott nicht betrügen; aber er kann sich versündigen durch Geiz und Wucher, wovon er sich wieder bekehrt, wenn er seine Forderungen ermäßigt. Überflüssig ist der Nachweis, daß diese Erklärung nach dem bisherigen grammatischen Verfahren unmöglich ist. Aber die zu Hilfe gerufene Rhetorik verneigt sich vor der Majestät der Grammatik, der sie in keiner Weise zu nahe tritt. Sie macht zwar aus den Schuldnern des Herrn die eigenen Schuldner. Aber sie belehrt uns, daß der Gleichnisredner, indem er den Besitzer zu einem Verwalter stempelte, auch dessen Schuldner zu den Schuldnern seines Herrn machen mußte. Indem der Ausleger nach dem von Schleiermacher aufgestellten Gesetz den Ausdruck auf das zu Grunde liegende Denken zurückführt, vergewaltigt er ebensowenig die Grammatik, wie es eine Vergewaltigung ist, wenn er die Schafe, welche die Stimme des Herrn hören, auf die Jünger deutet.

Es ist nun klar, wie in den angeführten Fällen, die als die krassesten ausgewählt sind, die sich aber beliebig vermehren ließen, die „Wissenschaft" dem praktisch-religiösen Interesse abträglich ist, natürlich nur die Wissenschaft in Anführungszeichen. Daß der Grammatizismus unwissenschaftlich ist, ersieht man bei Schleiermacher (Hermeneutik und Kritik), indem derselbe eine grammatisch-psychologische Auslegung fordert. Er führt aus, daß immer ein gewisser Abstand vorhanden ist zwischen dem, was gesagt, und dem, was gemeint ist. Die Anerkennung dieses Satzes wäre der Todesstoß für den Grammatizismus, da derselbe auf der Voraussetzung beruht, daß Ausdruck und Meinung identisch sein müßten. Aber Schleiermachers Hermeneutik ist von den Auslegern nicht beachtet,

höchstens daß sie einmal in einer hermeneutischen Untersuchung mit einer vornehmen Handbewegung abgelehnt wird. Selbstverständlich ist der Grammatizismus bei den verschiedenen Forschern in sehr verschiedenem Maße ausgebildet. Es gibt auf dem Gebiet, das ich hier im Auge habe, auch sehr energische Versuche, sich seinen Ketten zu entwinden, wie man sich denn vielfach sträubt, das Wort von dem Häkchen am Gesetz in seinem grammatischen, aber sachlich unmöglichen Sinn gelten zu lassen. Ich vermisse nur die prinzipielle Absage an den Grammatizismus, wenn auch neuerdings gelegentlich ein Schritt in dieser Richtung getan wird, und eine Beachtung von Schleiermachers Hermeneutik.

Außer dem Grammatizismus gibt der Kritizismus zu Klagen Anlaß. Es hat einmal jemand gesagt (wenn ich nicht irre, war es Zöckler), die Kritik wäre berechtigt; zu verwerfen wäre nur die Tendenzkritik. Das ist das rasche Zufahren, bevor man sich ernstlich um die Frage bemüht hat, was der Evangelist sich bei seiner Darstellung dachte. Kritizismus ist es, wenn jeder Verdacht, der Evangelist könnte einmal einen originalen Zusammenhang aufbehalten haben, von vornherein als „unwissenschaftlich" erscheint. Vielfach wird von der Voraussetzung ausgegangen, daß ein Text erst kritisch gereinigt werden müsse, bevor die Exegese beginnen könne, während doch umgekehrt die Exegese ihre Arbeit getan haben muß, bevor die Kritik beginnen kann. Wenn man bei hochachtbaren Verfassern lesen kann, es wäre zweifelhaft, ob wir überhaupt ein echtes Wort von Jesus besäßen, so ist klar, wieviel Abbruch der Kritizismus dem Evangelium tut. Es handelt sich aber bei der Kritik nur um ein mehr oder minder großes Mißtrauen gegen die evangelischen Berichte, also um Gradunterschiede, über die sich reden läßt. Aber bei dem Grammatizismus handelt es sich um einen solchen prinzipiellen Gegensatz, daß — wie beim Turmbau zu Babel — Einer des Andern Sprache nicht vernimmt. Würde der Grammatizismus überwunden, so würde der dadurch geschärfte Wahrheitssinn und das bessere Verständnis der Person Jesu die Auswüchse der Kritik von selbst beseitigen. Denn die Gelehrten sind immer besser als ihre Theorien.

Doch die Fragen waren gerichtet an die „Verächter" der Wissenschaft. Nun hat selbstverständlich jeder Gelehrte das Recht, anderer Meinung zu sein als eine, wenn auch noch so bedeutende Autorität, wie ich denn sogar als ein Ungelehrter dieses Recht in Anspruch nehme. Aber er hat nicht das Recht, eine Theorie bloß darum zu ignorieren, weil sie ihm unbequem ist, indem ihm das Rechthaben wichtiger ist als die Wahrheit.

Und nun meine Antwort. Die Wissenschaft soll nur der Wahrheit dienen und keine erbaulichen Zwecke im Auge haben. Aber die Reden Jesu sind religiöse Reden, und die Ausleger, welche das praktisch-religiöse Interesse außer Acht lassen, müssen die Wahrheit verfehlen. Die Wissenschaft, sofern sie der Wahrheit dient, zu verachten, das sei ferne. Wenn ich den Grammatizismus, einen Ableger des Intellektualismus, gering schätze, so verachte ich nicht die Wissenschaft, sondern ich verachte den Grammatizismus, und zwar darum, weil er nach meiner Überzeugung unwissenschaftlich ist. Ich will aber auch der exegetischen Wissenschaft alle Achtung entgegenbringen, wenn sie sich dazu bereit finden läßt, Schleiermachers Hermeneutik entweder zu berücksichtigen oder zu widerlegen *).

Börstel (Hannover) Gustav Wiesen

*) Es ist auch mir ganz unverständlich und macht mir, wenn ich über Schleiermacher oder über Enzyklopädie lese, jedesmal zu schaffen, weshalb unsre Exegeten (A. und N. T.) die Hermeneutik nicht pflegen. Eine Disziplin, für die heute ein größeres Bedürfnis bestände, gibt es gar nicht. Auch auf die Frage des Zeitgewinns beim Fakultätsstudium ist hier eine Antwort zu holen. R

## Welche Bedeutung hat Karl Barth für die evangelische Theologie der Gegenwart?

Auf diese Frage, deren genaue Begrenzung ich zu beachten bitte, müssen wir irgendwie eine Antwort finden. Nicht derart, daß damit nun Endgültiges gesagt werden könnte, sei es zustimmendes oder ablehnendes Urteil, sondern in dem Sinne, daß wir uns darüber klar werden, ob das, was er uns zu sagen hat, von uns gehört und ernstlich beachtet werden muß oder nicht. Es ist wohl Vielen so gegangen, wie mir, daß sie nicht befriedigt sein konnten von dem, was die Auseinandersetzung zwischen Harnack und Barth in den Nummern 1/2, 5/6, 9/10 und 16/17 bot, so wichtig das auch war. Seit ich jene Auseinandersetzung gelesen habe, bin ich nicht mehr von der Frage los gekommen und mußte mich immer weiter damit beschäftigen. Daher nehme ich das Recht, mich hier dazu zu äußern und die Leser um freundliche Aufmerksamkeit für meine Darlegungen zu bitten.

Zunächst muß ich das offen aussprechen: ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß Harnack und Barth in ihrem Zwiegespräch aneinander vorbeireden. Es steht mir nicht zu, darüber zu richten, wen die Schuld daran trifft. Ich stelle lediglich die Tatsache fest, die ja leider auch sonst öfters zu beobachten ist. Es ist mir schon lange klar geworden — das sei bei dieser Gelegenheit einmal ausgesprochen —, daß wir uns in der Theologie seither viel zu wenig mit der Frage beschäftigt haben, nach welcher Methode (oder welchen Methoden) wir eigentlich arbeiten. Das gilt sowohl für das Gesamtgebiet unsrer Wissenschaft, als auch für ihre einzelnen Disziplinen. Gewiß, es gibt Untersuchungen darüber, aber im Verhältnis zu dem Gesamtumfang des theologischen Schrifttums sind es verschwindend wenige. Die vorhandenen, so etwa Reischles scharfsinniges Buch „Die Frage nach dem Wesen der Religion", werden zudem kaum beachtet. Man begnügt sich gewöhnlich mit gelegentlichen Bemerkungen und Andeutungen. Es war mir darum eine besondere Freude, unlängst auf der „Gießener Konferenz" von Hermelink etwas über „Neuere geschichtsmethodologische Forschungen" zu hören, dessen interessanten und wertvollen Ausführungen ich nur eine längere und ergiebigere Aussprache gewünscht hätte. Aber erschrocken bin ich, als bei derselben Gelegenheit halb scherzhaft erwähnt wurde, ein neuerschienenes religionsgeschichtliches Lehrbuch ginge auf die Methodenfrage nicht ein und sein Verfasser werde sie wohl überhaupt grundsätzlich ablehnen. So kommt es, daß Jeder seinen Weg geht, seine Ausdrücke — oder allgemeine in seinem Sinn — braucht und ein Verständnis für das, was der Andre will, immer schwieriger, wenn nicht oft unmöglich wird. Denn so eindeutig sind die Worte und Begriffe nicht, auch die theologischen nicht, wie Manche vielleicht meinen; ebensowenig einhellig ihr Gebrauch und ihre Anwendung. Soll Wissenschaft aber Sinn haben, so muß sie sich erst klare Grundlagen schaffen, ehe sie mit Anderem beginnt. Mancher mag der Ansicht sein, wir hätten sie; ich kann diese Meinung nicht teilen und die Tatsachen sprechen für meine Auffassung.

Ich mußte darauf hinweisen; denn das Aneinander-Vorbeireden zwischen Harnack und Barth hat darin seinen tiefsten Grund, daß sie von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen und nach verschiedenen Methoden arbeiten. Harnack geht es um die historisch-psychologische Einstellung, Barth um die systematische. Es handelt sich also um vollständig verschiedene Betrachtungsweisen und Methoden. Geht es dem Historiker um die kritische, philologisch-historische Bearbeitung der Quellen und um den Versuch ihrer psychologischen Erschließung, so muß dem Systematiker daran liegen, aus diesen Quellen die Stimme Gottes selbst an uns und unsre Zeit, seine Offenbarung zu hören, also Gegenwarts-

geschichte zu erfassen. Es ist ja nun nicht so, daß Barth die erstere Aufgabe nicht kennte und anerkennte; ist er doch selbst ernstlich durch die kritische, philologisch-historische Schule hindurchgegangen und erkennt und anerkennt auch heute ihren Wert und ihre Bedeutung. Aber für ihn kommt eben, als für den Systematiker, diese Frage nicht in Betracht, sondern die grundsätzliche Frage nach der Geschichte Gottes mit uns in unserem Leben.

Es ist nicht von ungefähr, daß Barth gerade jetzt auftritt. Nach dem Tode Wilhelm Herrmanns hat man, je länger, umso stärker, den Mangel eines wirklichen systematischen Theologen empfunden und gemerkt, welche Lücke dieser Tod uns gerissen hat. Ich sage das, ohne Jemandem zu nahe treten oder Jemanden verletzen zu wollen, als tatsächlichen Eindruck in der theologischen, auch in der Studentenwelt. Barth ist es nun, der mit großem Ernst und Eifer die Theologie wieder einmal an ihre systematische Aufgabe erinnert. Mit neuen Worten, die er selbst sehr oft als unvollkommen empfindet, aber mit Worten, die er eben, sollen sie gehört werden, so wählen muß und aus denen doch klar hervorgeht, um was es ihm zu tun ist. Daß man ihm gegenüber die Frage aufwirft und aufwerfen kann, ob das, was er bietet, „Wissenschaft", noch Wissenschaft, ob es nicht vielmehr Predigt, Praxis, wenn man will Prophetie sei, ist wohl verständlich. Ich darf nur daran erinnern, daß ich genau dieselben Fragen oder Urteile über Herrmann gehört habe; Barth befindet sich also in guter Gesellschaft. Und er hat m. E. ganz recht, wenn er sagt: „Die Aufgabe der Theologie ist eins mit der Aufgabe der Predigt." Nämlich die Aufgabe — nicht der historischen — aber der systematischen Theologie, die schließlich die Theologie katexochen ist und von der man darum auch einfach als von der Theologie reden kann. Und auch das ist m. E. richtig bestimmt, daß die, diese Theologie die Aufgabe hat, „Gottes Offenbarung in der Schrift als Wirklichkeit" zu verkünden, wenn man will, zu predigen. Daß damit paulinische und lutherische Gedanken wieder stark lebendig werden, liegt wohl klar zu Tage. Barth bringt also „nichts Neues"; sondern das Beste, was wir haben oder haben sollten oder könnten, sucht er seiner Zeit, der Theologie und seinen Studenten mit seinen Worten nahezubringen. Darin liegt seine Aufgabe und seine Bedeutung für uns in der Gegenwart. Wie weit sich sein Einfluß weiterhin geltend machen wird, ist natürlich heute noch nicht zu sagen. Aber man sollte doch dafür Verständnis haben auch in andern Disziplinen. Tatsächlich hat uns das in den letzten Jahren gefehlt — der Theologie, besonders den Studierenden —: ein Hinweis darauf, daß die Theologie nicht eine Summe von tausend Einzelheiten und Einzelerkenntnissen auf verschiedenen Gebieten ist, sondern — so wichtig diese auch sind — ein Verstehen für das Handeln Gottes mit uns bedeutet. Barth versucht das, noch stärker als Herrmann, von Gott aus zu beleuchten und darzustellen; eine, wie er selbst weiß, unlösliche Aufgabe, aber doch eben stets Aufgabe, letzte, wichtigste Aufgabe. Betont er doch mit Recht, daß der Theologe — was Jeder, der es versucht, bald merken muß — da, wo er reden soll, eigentlich schweigen müßte. Von der letzten, einzigen Wirklichkeit reden und doch nicht reden können, weil nicht wir auf sie wirken, sondern sie auf uns wirkt, das ist die Spannung, über die wir nicht hinauskommen. Das immer wieder herauszustellen, ist die große Pflicht der Theologie. Barth erfüllt diese Pflicht, und das ist seine Bedeutung für die evangelische Theologie der Gegenwart. Wenn ich es einfacher sagen soll: er erinnert uns kräftig daran, daß Gott mit uns handelt, nicht wir mit ihm; daß, nach Luther, Gott selbst uns Glauben geben muß, nicht wir ihn uns aneignen können.

Barth will uns — wenn ich es einmal so formulieren soll — wie Cohen (dessen Schüler er ist, auch das darf man, will man ihn verstehen, nicht vergessen) die Logik des reinen Denkens, die Ethik des reinen Wollens und die Ästhetik des reinen Gefühls darstellte, so uns geben: die Theologie des reinen Glaubens. Er nimmt damit die Fragestellung und Aufgabe seines Lehrers Herrmann für unsre Zeit und theologische Lage auf. — Auch so mag man die oben gestellte Frage beantworten.

Vielleicht ist damit etwas zur Klärung der Auseinandersetzung Harnack-Barth beigetragen und deutlicher geworden, worum es sich handelt. Das ist meine Meinung: wir werden uns wieder viel ernstlicher und grundsätzlicher mit Methodenfragen beschäftigen müssen; und dabei werden wir an Karl Barth nicht vorüber gehen können.

z. Zt. Frankfurt a. M. Wilhelm Fresenius

---

## Vom protestantischen Kirchenbau der jüngsten Vergangenheit und der nächsten Zukunft

Sein bekanntes Büchlein „Vom neuen Kirchbau" (Berlin, Bruno Cassirer, 1919. Vgl. Theologische Blätter 1922, Nr. 8 und 9) schloß Otto Bartning mit dem Satze: „Hier aber ist der Punkt erreicht, wo ich die Feder niederlege und ungeduldig nach dem Stifte greife." Bald zeigte der Künstler in einer neuen Tat, daß ihm dieser Satz nicht eine bloße rhetorische Schlußwendung war. Die Ausstellung für christliche Kunst in Köln*), Sommer 1922, bot ihren Besuchern das Idealmodell einer neuen Kirche, wie es Bartning in Fortführung seiner mit der Lösung des protestantischen Kirchbauproblems im Sinne der Gegenwart und ihrer gegenüber der bisherigen Vergangenheit andersartigen kultischen Einstellung unermüdlich ringenden Bemühungen aus innerer Notwendigkeit heraus und zugleich von der Höhe der heutigen Technik glaubte gestalten zu müssen. Dieses Modell, nach einem (sieben)strahlig-zentralen Grundriß von dem Künstler als „Sternkirche", wegen der große Ersparnis bietenden Konstruktion als „Notkirche" bezeichnet, das in seiner Eigenschaft als Idealentwurf in Eindruck und Ausdruck nur die Grundformen veranschaulicht, in der Wirklichkeit nach Baufläche, Umgebung, gemeindlichen Sonderwünschen für Grundriß und Aufbau hundertfache Möglichkeiten offen läßt, ohne den Kern seiner Wesensbestimmtheit preiszugeben — Einheit von Altar und Kanzel, aber Altar (mit hochragendem Kreuz) und Altarplatz (für Taufen, Konfirmation, Abendmahl) über der bescheidenen, vor und unter ihm liegenden und vor ihm ganz zurücktretenden, seine Bedeutung nicht so sehr teilenden und dadurch schwächenden als vielmehr stützenden und steigernden Kanzel; beide, Altar und Kanzel, (möglichst) inmitten des amphitheatralisch ansteigenden, konzentrisch angeordneten Gestühles und der als Gemeinschaft zusammengefaßten Gemeinde — ist die würdige positive Ergänzung und Weiterbildung jener im Büchlein vom Jahre 1919 mit einem Zerhauen — hie Predigtkirche, hie Feierkirche! —, nicht einem Lösen des Knotens endenden Betrachtungen. Das Eigenartigste an dem Modell ist freilich nicht die Überordnung des Altares über die Kanzel: sie ist auch früher bereits vertreten. Nicht auch die Aufstellung der Kanzel (nebst Altar) mitten im Kirchenraum: auch sie ist der Geschichte des protestantischen Kirchenbaues, wie uns beispielsweise eine ältere, jetzt nicht mehr stehende Kirche auf dem Marktplatz zu Karlsruhe i. B. bezeugt, nicht fremd. Das wirklich Neuartige ist die an der Rückseite des Altares, die für sie zur Vorderseite wird, sich erstreckende „Feierkirche" und das Eigenartigste ist die auf neuartiger technischer Erkenntnis beruhende Konstruktion. Allein kraft der Intensität, mit der in religiös-künstlerischer Intuition jener geistig-räumliche Mittelpunkt herausgebildet und mit dieser Formgestalt zusammengearbeitet ist, wirkt das Ganze doch als eine durchaus originale sakrale Schöpfung.

*) Nicht Düsseldorf, wie es Theol. Blätter 1922, 195, Anmerkung 1 heißt.

So hat denn auch die hier vorgelegte Leistung im In- und Auslande rege und wachsende Aufmerksamkeit gefunden. Der Künstler selbst hat sein Modell mit einer Reihe trefflichster Abbildungen veröffentlicht und über die ihn bewegenden Gedanken sich geäußert in einem Aufsatze „Religion und Kirchenbau“ der Zeitschrift „Kunst und Künstler“, Jahrgang 21, 1922 *). In der Vossischen Zeitung, Jahrgang 1923, Nr. 47 hat Karl Scheffler unter dem Titel „Die Notkirche“ die breitere Öffentlichkeit von der Sache unterrichtet. Zahlreiche interessierte Einzelpersönlichkeiten, zum Teil Ausländer, haben den Künstler aufgesucht und das Modell unter seiner persönlichen Führung besichtigt. Ich selbst konnte dem Atelier Bartnings am 16. Juni dieses Jahres eine meiner sommerlichen „Exkursionen zur Besichtigung von Kirchen und Friedhöfen“ widmen und dem Kreis der an ihnen sich beteiligenden Studenten und Studentinnen, denen eine Anzahl älterer Semester sich angeschlossen, mit dem Modell und dem es erläuternden Künstler bekannt machen: ein collegium practicum zur Einführung in die Theorie des protestantischen Kirchenbaues. Aber mehr als das: es hat sich bereits eine Gemeinde gefunden (Konstanz), die sich im Anschluß an das Modell für ihre neugeplante Kirche hat den Entwurf fertigen lassen, hoffend, daß die Zeit kommt, wo sie ihn auch ausführen lassen kann. So macht die Bartningsche „Sternkirche“ Schule.

Gleichwohl erscheint es angezeigt, darauf hinzuweisen, daß man auch diesem Werk gegenüber nicht das Augenmaß verliere und Urteile, Anregungen und Forderungen darauf gründe, die einerseits völlig einseitig, darum ungerecht und unhaltbar, andererseits weder im Interesse des Künstlers noch im Interesse des protestantischen Kirchenbaues sind. Ich rede hier jedoch nicht von dem Modell als solchem. Was ich an kritischen Bemerkungen zu ihm auszusprechen habe, wird an anderer Stelle (in einem neuen Aufsatz der Theologischen Blätter) dargelegt werden. Um so mehr möchte ich hier zwei Punkte beleuchten, die beide in der ihnen gegebenen Fassung letztlich nur möglich waren infolge der historischen Unkenntnis, welche in Sachen des protestantischen Kirchenbaues unter Nichttheologen, den einen und anderen protestantischen Kirchbaumeister mit gewissen Gradunterschieden ausgenommen, wohl allgemein ist und auch unter den Theologen noch immer nur seltene Ausnahmen hat.

Der erste Punkt betrifft den geschichtlichen Tatbestand. Um Bartnings Projekt in höheres Licht zu setzen, hat man es vermocht, den protestantischen Kirchenbau der letzten Jahrzehnte als Ausbund alles Geschmacklosen und alles Geistlosen hinzustellen. „Es bedarf keines Beweises für den Tiefstand. Ein Blick auf die Kirchen der letzten Jahrzehnte genügt. In der Profanarchitektur ist wenigstens Bewegung gewesen; in der Sakralarchitektur war alles steril.“ So schreibt kein Anderer als der Kunstschriftsteller Karl Scheffler in dem genannten Aufsatz. Man greife im Lobe der Bartningschen Arbeit so hoch wie man will! Aber man tue es nicht auf Kosten der letztvergangenen Generation und der geschichtlichen Wahrheit! Denn das Schaffen auf dem Gebiete des protestantischen Kirchenbaues während der fünfundzwanzig Jahre vor dem Weltkriege und bis in den Krieg hinein mit einem Superlativ ohne Grenzen (Superlative, sie mögen anerkennender oder ablehnender Art sein, sind immer nur mit Vorsicht zu gebrauchen!) als völlig sterilen Tiefstand abzutun, wie Scheffler im Eingange seines Aufsatzes es tut, heißt diesem kirchbaulichen Schaffen und der in ihm vertretenen baukünstlerischen Generation gründlichst Unrecht tun. Denn nicht einen Tiefstand bedeutet, was der protestantische Kirchenbau von rund 1890 bis rund 1915 geschaffen und in den Kriegsjahren vollendet hat, sondern eine Höhe, die sich dem Besten, was je in ihm geleistet worden ist, an die Seite stellen darf. Allerdings, in Berlin und Preußen liegt das Beste dieser Jahre leider nicht. Berlin insbesondere hatte seinen großen Bedarf an Kirchen im wesentlichen schon gedeckt, als es den Männern der Kirche und des Bauens wie Schuppen von den Augen fiel, wie sehr sie das Eisenacher „Regulativ für den Evangelischen Kirchenbau“ mit seinem mittelalterlich-katholischen Kathedralen-Ideal auf den Abweg geführt, und als man daraus die Folgerungen zog. So steht denn das Schönste und Beste und Herrlichste von dem allen, was diese jüngste Zeit vor dem Kriege und in den Krieg hinein im evangelischen Kirchenbau hervorgebracht hat, auf süddeutschem, Vereinzeltes auf rheinischem und auf sächsischem Boden. Man gehe nach Mannheim, Karlsruhe, Freiburg i. B., Stuttgart, München, Straßburg-Königshofen, Basel, Wiesbaden, Krefeld, und auch manche Landorte wären da zu nennen! Und wenn man die neuen evangelischen Kirchen, die da in diesen jüngsten Jahren entstanden sind, gesehen hat, wird man erkennen und gestehen, wie falsch es ist und wie unrecht, im evangelischen Kirchbau der letzten Vorkriegszeit alles steril zu heißen und uneingeschränkt ihn als blanken Tiefstand hinzustellen, von dem zu reden nicht wert wäre. In Wirklichkeit hat der Krieg einen geradezu glänzenden — nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich, sachlich glänzenden — Aufschwung im protestantischen Kirchenbau jählings zum Abbruch gebracht. Daß er die Aufgabe anders ansah und durchführte, als jetzt Bartning es zeigt (der Bartning vor dem Kriege war in seinen achtzehn Los-von-Rom-Kirchen, die er den Donauländern baute, auch ein Anderer), verschlägt nichts gegen den hohen Grad seiner Leistung und der Gesinnung, mit der er der gesetzten Bauaufgabe in einer zum Teil vollendeten Weise gerecht geworden. So ist es denn ein schlechter Dienst, den man Bartning erweist, wenn man im Hinblick auf ihn und sein Werk die Leistungen des protestantischen Kirchenbaues der letzten Jahrzehnte unverdientermaßen und der geschichtlichen Wirklichkeit zuwider herabwürdigt, ganz abgesehen davon, daß ein Künstler und Kirchbaumeister von Gottes Gnaden wie Bartning um der eigenen Wertung willen solche Verkennung der Wirklichkeit *) nicht braucht.

Der zweite Punkt betrifft des Künstlers Person und ist gleichfalls von Karl Scheffler uns vorgelegt. Von Bartnings Werk ergriffen und begeistert fühlt sich Scheffler veranlaßt, den maßgebenden Instanzen in Kirche und Staat zu empfehlen, daß sie — dies die Sache des Staates — den Künstler mit einem Lehrstuhl für Kirchenbau betrauen und — dies die Sache der Kirche — ihm „autoritative“ Vollmacht verleihen zur Aufstellung und Handhabung der Grundsätze, „wonach allgemein gebaut werden kann“, so, „daß in Zukunft nicht jede einzelne Gemeinde das Problem des Kirchenbaues mit Hilfe irgendwelcher Architekten neu aufrollen muß und dafür viel Arbeitskraft und Geld verschwendet, ohne doch zu befriedigenden Resultaten zu kommen“.

Daß einem Manne wie Bartning zugute alles getan werden muß, was möglich ist, daß die Fülle seiner Fähigkeiten in vollem Maße, auch lehrend, sich entfalte, versteht sich von selbst. Daß die ungemein wichtige Sache des evangelischen Kirchenbaues auch weiterhin aus allgemein kulturellen wie aus wirtschaftlichen Gründen auf das wachsame Auge auch des Staates gebührenden Anspruch hat, versteht sich abermals von selbst. Und daß die oberste kirch-

*) Der Aufsatz gibt einen Vortrag wieder, der im Auftrage des preußischen Kultusministeriums vor der Kunstakademie in Düsseldorf gehalten wurde.

*) Was übrigens Scheffler weiterhin an der gleichen Stelle über den Gesamtverlauf der protestantischen Kirchbaugeschichte behauptet, wäre auch besser ungeschrieben geblieben, da es auch seinerseits bezeugt, wie wenig er die Materie kennt.

liche Instanz den bauenden Gemeinden rechtzeitig, unter den neuen Verhältnissen mehr als je, ratend und tatend an die Hand geht, versteht sich zum dritten erst recht von selbst. Aber daß nun der evangelische Oberkirchenrat einen Künstler aufstelle, der „autoritativ“ das Schema gebe, nach welchem im Gesamtbereich des evangelischen Preußen die Kirchenneubauten zu gestalten wären, dagegen richtet sich unser ernstes „Vestigia terrent“.

Schon an sich wundert man sich über einen solchen Vorschlag. Denn wir haben wahrlich genugsam erlebt, wie schlimm es um die Kunst bestellt ist, wenn sie autoritativ bestimmt wird. Und wenn irgendeine geistig-kulturelle Tätigkeit, so bedarf sie, also auch der Zweig, der an ihr der vornehmste ist und bleiben wird, die Kirchbaukunst, einer eifersüchtigen Wahrung des freien Spieles der Kräfte.

Aber wir hatten ja bereits einmal in Preußen eine Zeit des persönlichen autoritativen Kirchenbaues — das war die Schinkelzeit (von der uns ganz naheliegenden Hoßfeldt-Ära sehe ich ab): daß in ihr für den Kirchenbau viel Gutes herausgekommen wäre, wird auch der stärkste Verehrer Schinkels nicht behaupten wollen und leider nicht behaupten können (ich weiß allerdings wohl, daß das nicht Schinkels Schuld allein ist). Und wir hatten auch bereits einmal eine Zeit der kirchenbehördlichen Reglementierung: das berühmte, schließlich berüchtigte sogenannte „Eisenacher Regulativ“ vom Jahre 1861, das mit seinen sechzehn Paragraphen das evangelische kirchenbauliche Leben praktisch bis in die neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts beherrschte und in manchen Kreisen bis zum Weltkrieg nachwirkte, ist dieses Reglement. Die Kenner der Geschichte des protestantischen Kirchenbaues wissen von ihm. Sie wissen aber auch, wie schwer gerade die „Köpfe“ unter den schaffenden Architekten, die am tiefsten die spezifische Aufgabe des protestantischen Kirchenbaues erfaßten, unter ihm seufzten, wie gerade sie, nachdem ein paar mutige Theologen (Emil Sulze!) vorangegangen waren, sich im Verlauf der achtziger Jahre immer stärker gegen die Fesselung aufbäumten und wie noch vor Schluß des Jahrhunderts seine Herrschaft zu Fall kam, um der freien, kirchlich empfindenden Künstlerpersönlichkeit endlich wieder freie, gesunde Bahn zu geben. Und nun sollte, nachdem kaum drei Jahrzehnte vergangen sind, seitdem das Eisenacher Regulativ der Geschichte angehört, die Kirche sich und ihren Gemeinden einen neuen Kirchbaupapst verschreiben? Gewiß sollen und dürfen die Gemeinden in so wichtigen Dingen, wie sie ein Kirchbau in sich begreift, nimmermehr sich selbst und irgendeinem Regierungs- oder Zufallsbaumeister überlassen bleiben. Darum kirchbauliche Beratung, Förderung, Hilfe — entschieden und dringend Ja! Aber autoritative Bevormundung — ebenso dringend und entschieden Nein: Vestigia terrent!

Unser tiefer Wunsch geht darum nachdrücklichst dahin, daß das preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung sich entschließe, des genialen Künstlers, der trotz seiner erst vierzig Lebensjahre genugsam als Meister bewährt ist, sich so rasch als möglich zu versichern und ihm an der Berliner Hochschule für bildende Künste das Meisteratelier anzuvertrauen, das ihm, dem so stark auch lehrfähigen, gebührt. Im übrigen hat Bartnings kirchenbauliche Künstlerschaft so viel innere Stoßgewalt, daß sie, auch ohne oberkirchenbehördlich „autoritativ“ verankert zu sein, sich durchsetzen wird, wie sie sich bisher durchgesetzt hat. Dabei wird der preußische evangelische Oberkirchenrat und gewiß nicht er als die einzige deutsche Kirchenbehörde, sobald nur einmal auch das kirchbauliche Leben unter uns wieder begonnen haben wird, dieses Meisters gerne zu gemeinsamer Arbeit sich bedienen, soweit es nur irgend tunlich und denkbar ist. Und schließlich werden auch die Gemeinden in deutschen Landen, zumal wenn sein Werk selbst an der Praxis sich noch mehr geklärt haben wird, in wachsender Zahl stolz darauf sein, für ihre Kirchenneubauten Otto Bartning als ihren Kirchbaumeister zu haben.

Berlin Georg Stuhlfauth

## Zum neuen Kultus

In Nr. 27/28 der Christlichen Welt nennt Carl Schweitzer meinen Aufsatz über die neue religiöse Bewegung und die Christengemeinschaft in Nr. 9/10 desselben Blattes eine „halbe Verteidigung“. Ich gebe zu, daß dieser Artikel eine Halbheit war. Die heutige Erwiderung auf Schweitzers Aufsatz soll ihn deshalb ergänzen. Schweitzer will wissen, in welchem geistigen Zusammenhange die Christengemeinschaft und ihr Kultus mit der Anthroposophie stehen. Die Vertreter der Christengemeinschaft sollen ihm das deutlich sagen. Aus dem bisher von ihnen Gesagten und Veröffentlichten hat Schweitzer eine klare Antwort auf seine Frage nicht finden können. Er meint, daß das an den Führern der Christengemeinschaft liegt, die es einem „nicht eben leicht“ machen, zu einer klaren Antwort zu kommen. Mir scheint es, daß es in diesem Falle durchaus an der mangelnden Fähigkeit oder Willigkeit, die Anthroposophie zu verstehen, liegt, die sich bei dem auf anderem Gebiete wissenschaftlich wohl unterrichteten Artikelschreiber wiederholt gezeigt hat *). Schweitzer stellt es so dar, als trieben die Führer der Christengemeinschaft eine absichtliche Verschleierungstaktik in bezug auf die geistige Verbindung ihrer Bewegung mit der anthroposophischen. Er erhebt diesen Vorwurf nicht zum erstenmal; und die Mehrzahl der kleinen antianthroposophischen Provinzialapologeten ahmt in bezug auf diese Verdächtigung sein Vorbild nach. Daß es sich um unbegründete und unbegründbare Vorwürfe handelt, werde ich solange behaupten, bis Schweitzer sich dazu verstehen wird, einmal den Wortlaut der angeblich „gereizten“ und „ausweichenden“ Antworten mitzuteilen, damit sich die Leser ein eigenes Urteil darüber zu bilden vermögen. Schweitzer, der es mit Recht weit von sich weist, seine Freiheit „menschlichen Autoritäten“ zu opfern, und etwas „auf Autorität hin“ anzunehmen, kann von Andern nicht erwarten, daß sie sein Urteil über das Verhalten und die Worte der Männer der Christengemeinschaft einfach „auf Autorität“ hin annehmen und den menschlichen Autoritäten der kirchlichen Durchschnittsapologetik die Freiheit der eignen Urteilsbildung opfern.

Daß die Führer der Christengemeinschaft nicht in jedem der religiösen Erneuerung dienenden Vortrag von der Anthroposophie sprechen, ist selbstverständlich, weil es ihnen eben nicht darauf ankommt, die Anthroposophie als ein Dogma zu verkündigen. Das werden natürlich die nie verstehen, für die sich religiöses Wirken mit Verkündigung oder Verteidigung von Dogmen deckt. Daß die neue religiöse Bewegung, der Kultus wie die Christengemeinschaft ohne Anthroposophie nicht möglich geworden wäre, ist von Rittelmeyer offen gesagt worden, und es kann das auch um der Dankespflicht gegen die anthroposophische Geisteswissenschaft willen gar nicht laut genug betont werden. Trotzdem bleibt es dabei, daß die Bildersprache des Kultus, die freilich nicht ohne Anthroposophie gefunden werden konnte, nunmehr auch solchen religiös zugänglich ist und auch solchen das Wirken des lebendigen Christus vergegenwärtigt, welche zur Anthroposophie gar keinen erkenntnismäßigen Zugang haben. Das ist als Tatsache durch diejenigen lebendigen Glieder der Christengemeinschaft erwiesen, welche von anthroposophischer Erkenntnis nichts wissen wollen. —

*) Diese Tatsache hängt damit zusammen, daß Schweitzer aus einer merkwürdigen Angst vor Suggestion den einzigen Weg zum wirklichen selbständigen Kennenlernen der Anthroposophie, den Weg der Übungen, von vornherein ablehnt.

Nachdem Schweitzer festgestellt hat, was Jedermann längst wußte, daß in der Christengemeinschaft irgendwie Geistesgut der Anthroposophie religiös fruchtbar gemacht worden ist, ruft er aus: „Damit ist zugleich über die Christlichkeit der Christengemeinschaft entschieden." Die Unchristlichkeit oder Widerchristlichkeit der Anthroposophie ist also offenbar zu einem für ihn von vornherein feststehenden Dogma geworden; und eine Apologetik, wie sie Schweitzer vertritt, sieht ihre Hauptaufgabe in der Verbreitung dieses neusten Dogmas, das nachgerade wie eine Massensuggestion in der Kirche zu wirken beginnt! Wir, die wir ebenso entschieden Anthroposophen wie Christen sind, haben es wirklich nicht leicht, uns täglich aufs neue so zu „durchchristen", d. h. von Christi Geist durchdringen zu lassen, daß wir nicht zornig aufbegehren gegen diese unerhörten fortgesetzten kirchlichen Verketzerungen! Es ist ein besonderes Verdienst der „Christlichen Welt", daß sie sich bisher an diesem Treiben nicht beteiligt hat. Diejenigen, welche uns als Unchristen oder Widerchristen hinzustellen belieben, betonen gerne, daß sie ein „anderes Christentum" als das anthroposophische, einen „anderen Christus" als den „anthroposophischen" haben. Ich habe das bisher nicht glauben wollen; aber ihre Polemik beweist mir, daß sie recht haben. Weil man durch das kirchliche Amt immer wieder verstrickt wird in diese Art der Polemik, und weil man im kirchlichen Amt nicht die Möglichkeit hat, in zeitnotwendigerweise das anthroposophische Geistesgut religiös fruchtbar zu machen, habe ich mich — wahrlich nicht rasch und nicht leichten Herzens! — nunmehr auch entschlossen, mein liebgewordenes Pfarramt aufzugeben, um im Rahmen der Christengemeinschaft für den „andern Christus" zu wirken, von dem ich freilich fest überzeugt bin, daß er Derselbe ist gestern und heute und auch in Ewigkeit! —

Dies sei meine „ganze Verteidigung"!

Früher Pawellau — Karl Ludwig

---

## Herrmanns Dogmatik

### Kapitel 4. Die christliche Religion

### § 15. Die Eigentümlichkeit der Religion in der christlichen Gemeinde

Wenn ein Mensch Gott sucht, so will er das erfassen, wovon er selbst sich völlig abhängig wissen kann. Wachsen wir in christlicher Gemeinde auf, so gewinnen wir eine Anschauung davon vor Allem aus dem, was wir an Christen erleben, deren Liebe sich für uns opfert; aber diese Menschen selbst lassen uns merken, daß sie die Kraft, mit der sie auf uns wirken, der Person Jesu verdanken. Alles, was uns an sie bindet, weist uns also auf die Person Jesu zurück und läßt uns erwarten, daß wir unter seinem Einfluß das, was wir alle suchen, reiner und kräftiger finden können als in dem, was wir durch Menschen unserer Umgebung empfangen.

Wenn wir daher sehen wollen, wie in uns die eigentümlich christliche Art der Religion mächtig werden kann, so müssen wir

1. aus der in der christlichen Gemeinde bewahrten Überlieferung zu erfassen suchen, wie die Person Jesu sich dem Gedächtnis seiner ersten Jünger eingeprägt hat;

2. müssen wir daraus zu erkennen suchen, wie er diesen Menschen die Erlebnisse vermittelte, die ihnen zur Offenbarung Gottes wurden;

3. werden wir uns fragen müssen, wie wir selbst an der Person Jesu eine uns gegenwärtige Tatsache haben können, die das an uns bewirkt.

### § 16. Das Reich Gottes, das Jesus bringen wollte

Die Synoptiker schildern das Werk und Schicksal eines Mannes, der davon überzeugt war, daß durch sein Kommen und Wirken das Reich Gottes komme. Wollen wir also den Jesus, den diese Überlieferung uns schildert, in dem verstehen, was er selbst sein wollte, oder in seinem inneren Leben, so müssen wir vor allem verstehen, was er mit dem Reich Gottes meinte, das durch sein Leben wirklich werden sollte. Von zwei sicheren Punkten ist auszugehen: 1. In der Umgebung Jesu bezeichnete dieser Ausdruck das, worauf die Frommen hofften. 2. Jesus hat diesen Gedanken so gefaßt, daß er dadurch seine frommen Volksgenossen sich zu Feinden machte. Aus beidem folgt, daß in den Reden Jesu konventionelle Ausdrücke vorkommen können, die für sich nicht vollständig seine eigenen Gedanken wiedergeben, sondern durch andere seiner Worte eingeschränkt oder ergänzt werden müssen. Jesus muß also in den jüdischen Gedanken vom „Reich Gottes" sowohl ein Mittel als ein Hindernis seiner Wirksamkeit gesehen haben.

In zwei Punkten stimmte Jesus mit der bei den Juden seiner Zeit herrschenden Vorstellung überein: 1. verstand er auch unter Reich Gottes das, was den Menschen selig machen soll (Matth. 5, 10; 6, 44); deshalb soll der Mensch um des Reiches Gottes willen alles Andere hinzugeben bereit sein (Matth. 6, 33; 10, 37; 18, 8); 2. ist Jesus mit den Frommen seiner Umgebung darin einig gewesen, daß das Reich Gottes sich nicht aus der Gegenwart entwickeln oder durch menschliche Tätigkeit wirklich werden könne, sondern daß es durch ein Wunder Gottes vom Himmel auf die Erde kommt. Das Reich Gottes stammt aus dem Jenseits. Es ist kein Produkt menschlicher Tätigkeit, sondern Gottes Gabe.

Aber in einen Gegensatz zu den Frommen Israels stellt sich Jesus, indem er erstens ihre Art, nach dem Reich Gottes zu streben, für falsch erklärt. Sie wollten es zu vollkommener Gerechtigkeit bringen, damit ihnen als Lohn das Reich Gottes endlich geschenkt werde. Jesus aber hat in dieser Vorstellung und solcher Gestaltung des Lebens tiefste Verderbnis (Heuchelei) gesehen; für ihn muß es unmöglich gewesen sein, die Gerechtigkeit nur als Mittel zum Zweck anzusehen. Er rechnet sie selbst zum Inhalt dessen, was selig macht (Matth. 5, 6); erst mit dem Besitz des Reiches Gottes können die Menschen wirklich gerecht werden; denn das Streben nach Gerechtigkeit faßt er in eins zusammen mit dem nach dem Reiche Gottes (Matth. 6, 33). Erst im Reiche Gottes gibt es Gerechte. Deshalb ergeht sein Ruf zum Reiche Gottes nicht an „Gerechte", sondern an Sünder. Indem er die Nähe des Reiches Gottes ankündigt, sagt er nicht etwa, daß nun das nötige Maß von Gerechtigkeit erfüllt sei, sondern er sagt: Ändert euren Sinn! (Mark. 1, 15.)

Zweitens hat Jesus die Jenseitigkeit des Reiches Gottes anders verstanden als die jüdische Frömmigkeit. Nach der messianischen Hoffnung sollte allerdings das Reich Gottes aus einem Jenseits kommen; aber was man als Inhalt des Reiches Gottes dachte, stammte aus dem Diesseits; denn es ergab sich aus den irdischen Wünschen der Menschen. Jesus dagegen hat im Reich Gottes nicht einfache Steigerung natürlichen Lebens, in Seligkeit nicht Vollendung natürlicher Lebensfreude gesehen; nach seiner Meinung gehört es zum Besitz des Reiches Gottes, daß der Mensch von diesen aus ihm selbst stammenden und ihm verständlichen Begehren loskomme. Wer dem unterworfen ist, kann nach seiner Meinung die Herrschaft Gottes nicht wirklich wollen (Matth. 6, 19—24). Also die Menschen, die nicht zu innerer Freiheit gelangen, sind vom Reiche Gottes ausgeschlossen; für irdisch Reiche scheint es daher unmöglich, ins Reich Gottes zu kommen (Mark. 10, 20 bis 24). Aus demselben Grunde hat Jesus alle Vermischung des Reiches Gottes mit politischen Hoffnungen abgelehnt (Matth. 4, 10; Mark. 12, 17). Endlich hat Jesus in den Worten von der Selbstverleugnung ausgesprochen, daß höchstes Leben, das wir durch Gott haben

sollen, jenseits des Horizontes liegt, in dem sich natürliches Verlangen bewegt.

Also alle Mittel, mit denen wir versuchen können, uns das Reich Gottes als höchstes Gut zu veranschaulichen, hat Jesus abgewiesen. Damit hat er sagen wollen, daß wir es von uns aus nicht verstehen, sondern erst dadurch, daß es uns geschenkt wird. Dann wird die Frage um so dringender, wie er selbst es verstand. Trotzdem hat Jesus das Reich Gottes nie geschildert. Seine Gleichnisse geben kein Bild davon; sie haben einen anderen Zweck. Das, was Jesus durch seine Verkündigung veranschaulichen will, ist etwas ganz Anderes. Er sucht stets klar zu machen, was wirkliche Gerechtigkeit sei, und sucht die Menschen anzuregen, daß sie Vertrauen fassen zur Güte Gottes. In diesen Reden Jesu zeigt sich, daß er zuerst in der Geschichte den reinen Sinn des sittlich Guten ausgesprochen hat, daß es der auf Gemeinschaft oder Gemeinsamkeit des Wollens gerichtete Wille, dadurch innere Selbständigkeit sei. Ebenso zeigt sich, daß er zuerst es gewagt hat, die Forderung der so verstandenen Gerechtigkeit dem Gebot der Gottesliebe gleichzustellen. Indem er beide Forderungen zusammenfaßt und doch unterscheidet, spricht er den reinen Gedanken der Religion wie der Sittlichkeit aus. Bildet aber das den Inhalt der Reden Jesu, die seinem Hörer das Reich Gottes nahe bringen wollen, so wird deutlich, was er unter Reich Gottes verstand. Er muß gemeint haben, daß den Menschen dadurch der Anfang des Reiches Gottes gegeben wird, daß in ihnen solche Gerechtigkeit und solches Vertrauen oder Religion entsteht.

Es ist überhaupt die Art Jesu, daß er mit den Worten der alttestamentlichen Frömmigkeit vollkommen Ernst machen will. So faßt er auch den Ausdruck Reich Gottes im genauen Sinne des Wortes; er versteht darunter die Herrschaft Gottes, die der Mensch sehen und erleben kann, also vor allem die Herrschaft Gottes im Menschen selbst. Wer nicht das als sein höchstes Gut will, sondern irgend etwas Anderes, kann gar nicht in Wahrheit sagen, er trachte nach dem Reiche Gottes. Er muß, wenn er das aufrichtig sagen will, davon allein die Befriedigung seines Verlangens nach Leben erwarten, daß Gott in ihm wirklich der Herr wird. Der Macht Gottes sind wir nur dann wirklich unterworfen, wenn wir in reinem Vertrauen zu ihm stehen und in innerer Selbständigkeit das Gute tun, das wir selbst erkennen, wenn also unser Handeln wahrhaftiger Gehorsam ist. Geschieht das bei uns, so merken wir auch, daß sich damit vor uns eine selige und ewige Zukunft öffnet. Daraus erklärt sich auch, warum Jesus die Seligkeit des Reiches Gottes nie beschreibt; denn die Menschen, die in solcher Weise wirklich unter Gottes Herrschaft kommen, erleben diese Seligkeit selbst als ein Unbeschreibliches. Die Andern aber würden trotz aller Versuche, es ihnen zu schildern, die Seligkeit des Reiches Gottes nicht fassen können (Joh. 3, 3). Was die Seligkeit des Reiches Gottes sei, können wir erst verstehen, wenn Gott selbst uns dadurch innerlich umwandelt, daß wir ihm völlig unterworfen werden: Wie es geschieht oder wie nach Jesu Meinung das Reich Gottes zu den Menschen kommt, ist nun die zweite Frage. Wilhelm Herrmann †

---

## Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande

Daß unsere Zeit an sich kein günstiger Boden für das Gegenwartchristentum ist, zeigt sich deutlich an dem auf drei umfangreiche Bände berechneten Werke Mauthners*). Während unsere theologische Wissenschaft aufs schwerste durch die Preisverteuerung leidet, umfaßt dieser Band VIII und 658 Seiten in schöner Ausstattung. Schon diese Tatsache könnte einen gewissen Unmut in unserm Kreise entstehen lassen, der durch zahlreiche Ausführungen Mauthners leicht weiter genährt und zu einer polemischen Besprechung gesteigert werden könnte.

Die beiden vorangegangenen, umfangreichen wissenschaftlichen Werke Fritz Mauthners, der zu unseren bekannteren Romanschreibern und freien Schriftstellern gehört, haben in der fachmännischen Kritik eine zurückhaltende Aufnahme gefunden. Der Referent im Literarischen Zentralblatt über seine „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ (Bd. 1—3. 1901—02) urteilt über Bd. 1 (1901), daß er leider enttäuscht worden sei, da Mauthner erst aus zweiter Hand zu berichten wisse und durchaus der populären Reflexionspsychologie folge, über Bd. 2 (1902), daß er auf Schritt und Tritt längst offene Türen einschlage, wenn auch in dem Buche sehr viel Gutes stecke. Constantin Gutberlet gibt im Philosophischen Jahrbuch der Görresgesellschaft (Bd. 25. 1912) sein Urteil über Mauthners „Wörterbuch der Philosophie“ (1910) dahin ab, daß es einen durchaus subjektiven Charakter trage. Er sagt von dem Verfasser: „Man kann ihm Belesenheit, geistreiche Darstellung nicht absprechen, auch seine Kritik ist gelegentlich recht zutreffend, so daß man mit einem gewissen Interesse seinen launigen Einfällen folgt. Doch steigt er in seinem Spotte und in der Bekämpfung des ‚Wortfetischismus‘ zu tief herab.“ Und G. Runze schreibt in seiner mehrfach anerkennenden Besprechung desselben Werkes in der Theologischen Literaturzeitung (Bd. 36. 1911): „Den Hauptfehler seiner ‚Sprachtechnik‘ freilich hat Mauthner auch hier nicht ganz vermieden, obwohl hier und da eine Andeutung einspielt, als ob er ihn zu merken beginnt: er versäumt es mitunter auffallend, die skeptische Bescheidenheit auch auf die Erkenntnistheorie, nicht bloß anderer Leute, sondern seine eigene anzuwenden.“

Der „Atheismus“ ist vermutlich der Höhepunkt der wissenschaftlichen Lebensarbeit des bereits im 72. Jahre stehenden Mauthner und wird durch die beiden vorangegangenen Werke vielfach gestützt und vorbereitet. Über seine Methode berichtet er im Vorwort: „Mir lag nur das Ziehen der großen Linien ob; und bei den nachwirksamsten Gestalten und Gedanken sorgte schon meine Wahrheitsleidenschaft dafür, daß ich bis auf die Quellenschriften zurückging und mich auf keine Vorarbeit verließ.“ An einseitigen Urteilen ist auch in diesem Werke kein Mangel, so z. B.: „Nichts ist für einen Theologen unbeweisbar.“ Ja, er versteigt sich zu der beschimpfenden Prophezeiung, daß die Zugehörigkeit einer sogenannten theologischen Fakultät zu den Hochschulen dereinst als eine Schande der christlichen Zeit empfunden werden werde. Seine Beweisführung ist in erster Linie gegen uns wissenschaftliche Protestanten gerichtet; wir hätten, wie die meisten Ketzer, zu einem vermeintlichen Urchristentum zurückkehren wollen. „Dogmengeschichte und Bibelkritik, vorurteilslose Würdigung auch der ketzerischen Kirchenschriftsteller der alten Zeit führte dann zur Selbstzersetzung des Protestantismus, zur Unchristlichkeit.“ So scheint es, daß wir Mauthner nur mit Feindesliebe begegnen könnten; allein er ist, ein auf tschechischem Sprachgebiete geborener Jude, Wahldeutscher und in der Tat ein „geistvoller Verfasser“ (Literarisches Zentralblatt 1902). Schon hieraus ist ersichtlich, daß er auch ein positives Verhältnis zu uns haben wird. Versuchen wir, der Sache und ihm gerecht zu werden!

In seinen Schulerinnerungen (Südd. Monatshefte 1911/12) berichtet er, daß er aus einem völlig religionslosen Hause stamme und schon seit seinem 15. Jahre in die Pubertätszeit eines kriegerischen Atheismus eingetreten sei. „Der liebe Gott war mein persönlicher Feind geworden. Dazu kam nach dem Kriege von 1866 ein politischer Radikalismus von bedenklicher Röte.“ Dieser Weltanschauung ist er unentwegt treu geblieben; darin liegt ohne Zweifel eine große Stärke seiner Position. Mit Recht dringen wir Modernen auf eigene Erfahrung, eigene Erlebnisse. Ist aber dies Prinzip allen Sondergebieten recht, so muß es dem Atheismus billig sein; zumal in unserer Zeit der hochgestiegenen Unkirchlichkeit ist ein Eingehen auf die tatsächlichen Verhältnisse der modernen Umwelt ganz unerläßlich. Völlig recht hat Mauthner mit der Feststellung: „Es gibt eben religiöse und irreligiöse Menschen; da ist nichts zu sollen. Mit dem Werte der Menschen hat dieses Verhältnis zum Religionsbegriffe nichts zu schaffen. Es gibt gläubige Hundsfötter und ungläubige Mystiker“ (Wörterb. Bd. 2). Auf ein viel umstritteneres Gebiet dagegen begibt er sich, wenn er gleich darauf mit hinreißender Beredsamkeit fortfährt: „Weil aber das Wort Religion in seinem langen Bedeutungswandel seine Beziehungen zu dem persönlichen Gotte nicht ganz aufgegeben hat, den man durch Gaben und Gebete den augenblicklichen Wünschen günstig stimmen kann, weil man ebensowenig der Kirche wie dem Teufel den kleinen Finger reichen darf, ohne Gefahr mit Haut und Haar gefressen zu werden, — darum täten wir gut daran, unsere Ehrfurcht vor dem Leben, unsere sehnsüchtige, sich bescheidende Unwissenheit, die für eine Weltanschauung gelten muß, nicht weiter Religion zu nennen.“ Schließlich geht er, um Massenwirkungen zu erzielen, zur Bekämpfung der mittelalterlichen Weltanschauung, der „jeder Zweifel an dem Worte oder gar an dem Dasein des Gottes noch ruchloser als

*) Anläßlich des Todes Fritz Mauthners dürfen wir den Lesern diesen längst des Drucks wartenden Bericht über den ersten Band seines „Atheismus und seine Geschichte im Abendlande“ (Einleitung und Buch 1: Teufelsfurcht und Aufklärung im sogenannten Mittelalter. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1920) nicht vorenthalten. Leider fehlt uns der Raum, um über die weiteren drei Bände ebenso ausführlich zu berichten. D H

Ungehorsam" ist, mit ähnlichen, aber modernen Mitteln über. „Der Atheismus, rein als Negation des Gottesbegriffs genommen, ist wirklich auf einer gewissen Stufe des Wissens die einzige anständige Weltanschauung. ... Und infam scheint es mir, daß unsere vom Staate angestellten Gelehrten, seltene Ausnahmen abgerechnet, das Bekenntnis zu dieser kleinen Negation vor der Öffentlichkeit scheuen" (Wörterb. Bd. 1). Wir Freunde der Christlichen Welt können der „Wahrheitsleidenschaft" Mauthners unsere Anerkennung zollen, wenn wir auch gerade durch seinen Freimut in den Stand gesetzt werden, den Übergang vom Guten zum Bösen bei ihm festzustellen. Daß jemand den ihm leer gewordenen Gottesglauben fortwirft, erscheint uns sehr verständlich. Wenn aber Gott nicht existiert, wie kann er dann ein persönlicher Feind sein? Hier liegt eine Unausgeglichenheit vor, die Mauthner niemals überwunden, sondern aufrichtig anerkannt hat. „Mit den Frommen kann ich mich nicht verständigen; auch kämpfen Neid und inniger Besitz mit gar zu ungleichen Waffen, und der Neid wäre auf meiner Seite" (Wörterb. Bd. 1). Diese sympathischen Seiten Mauthners dürfen wir über den entgegengesetzten, die, wie jene, zum guten Teil mit seinem Judentum zusammenhängen, nicht vergessen. Auch sollten wir berücksichtigen, daß er aus einer Landgegend stammt, mit der wir wenig gemein haben, wie der Ausdruck: „böhmische Dörfer" beweist, und daß er in Prag mit seiner eigenartigen, schon vor Luthers Zeit uns gegensätzlichen Kultur seine Schul- und Universitätsbildung empfangen hat. Nach langem, großenteils in Berlin zugebrachten Leben weilt er jetzt im Süden des Reiches, in Meersburg am Bodensee, dem letzten Sitze A. v. Droste-Hülshoffs, also wiederum auf katholischem Boden.

Es fehlt auch für mich nicht an zahlreichen Anstößen und Ausstellungen, zu denen seine behagliche Breite und das oft spannende, aber bisweilen ermüdende Durcheinander der Einzelheiten seiner Geschichte des Atheismus Anlaß bietet. Hier kann ich nur auf die größten Hauptsachen eingehen, muß aber zuvor noch ein Wort über meinen eigenen Standpunkt sagen. Ich suche, wie O. Pfleiderer und andere Neuere, den Theismus mit dem Deismus zu vereinigen; dieser scheint mir für die großen Zusammenhänge, ersterer für das persönliche Leben des Einzelnen das größere Wahrheitsstreben und die besseren Ergebnisse zu erzielen. Ein Atheist würde wohl Mauthner ungleich kongenialer kritisieren; vielleicht komme ich nicht immer weit genug über eine Antikritik, zu der er allerdings oft stark herausfordert, hinaus. Die größte Herausforderung liegt in der Hinzufügung des Artikels zum Worte: Gott. „Es gibt ein gutes Buch über das Emporkommen und den Niedergang des Teufelswahns, und dieses Buch ist überschrieben ‚Geschichte des Teufels'; in gleicher Weise hätte ich meine Untersuchung eine ‚Geschichte des Gottes' nennen können." Ist wirklich im Gesamt-Kulturleben (und von ihm handelt ja Mauthner) der Teufel oder auch nur der Teufelswahn tot? Gewiß weder in Österreich-Ungarn, dem Vaterlande Gustav Roskoffs, des Geschichtschreibers des Teufels, noch sonstwo auf der Erde, abgesehen von dem höheren Leben der Einzelnen. „Daß das Übel nach seinen beiden Formen, als natürliches und geistig-sittliches, in innerem Zusammenhange stehe und eine allgemeine, also metaphysische Macht in der Welt bilde, ist die für die kultische Praxis bedeutsame Wahrheit der Teufelvorstellung" (Grundr. d. Glaubenslehre. 4. Aufl. 1888), sagt Otto Pfleiderer. Also auch die liberale evangelische Theologie verwirft die Teufelsvorstellung für die Gegenwart nicht ganz, noch weniger, bei dem bis in die jüngste Vergangenheit herrschenden Zuge nach rechts, die andern Richtungen innerhalb der Christenheit. Mauthners Vergleich kehrt sich gegen ihn selbst; noch viel lebendiger als der Teufel sind Gott und die Gottesvorstellung. Daß die deutsche Sprache, ebenso wie auch andere, durch Abstreifung des Artikels mit großer Liebe einen einzigartigen Ausdruck zur Bezeichnung des monotheistischen Gottes geschaffen hat, weiß Mauthner wohl, nimmt aber dennoch die Rückbildung: „der Gott" vor.

„Was ich zwischen den Zeilen des niederreißenden Buches auftauend zu bieten suche, mein Kredo also, ist eine gottlose Mystik, die vielleicht für die Länge des Zweifelsweges entschädigen wird", sagt Mauthner im Vorwort. In der Tat sind manche Mystiker durch Übertreibung der Vergottung in den Gegensatz umgeschlagen, in Skeptizismus und Libertinismus. „Ohne Größenwahn sind sie Halbgötter, sind sie eins mit Gott" (Wörterb. Bd. 1). Demgegenüber glaubt Mauthner auf eine „helle und kalte Höhe" zu führen, also mehr kritische Besonnenheit zu wahren als jene.

Der Fakultät nach ist er Jurist; wäre er Philologe, so wäre ihm durch methodisches Arbeiten wohl sicherlich manche Entgleisung erspart geblieben. Das formale Denken erlaubt ihm allgemeine Urteile, die geradezu ungeheuerlich sind, wenn sie auch vom Standpunkte seiner Religionslosigkeit natürlich erscheinen. „Die Literatur der Gegenwart ist überhaupt gottlos"; „die Dichtung gar ist allgemein atheistisch". Das heutige religiöse Schrifttum liegt ihm wohl fern, ist aber trotzdem vorhanden; aber auch die Gesamtliteratur beurteilt er ganz einseitig, indem er alles Religiöse als rückständig ansieht. Besonders unser Drama ist erfüllt sogar von kirchlichen Problemen, ich nenne nur als Beispiel „Über unsere Kraft" und den „Pfarrer von Kirchfeld". Sein Radikalismus veranlaßt Mauthner, in der ganzen neueren Entwicklung der Philosophie und der Theologie, soweit sie nicht atheistisch sind, fast nur Irrtum zu sehen. Der Hauptgegner, den er bekämpft, sind wir Liberalen. Wie das bereits vor ihm Andere getan haben, werden die Heroen der neuen Zeit, so Kant und Schleiermacher, als auf halbem Wege stehen Gebliebene, ja später von sich selbst Abgefallene angesehen. Selbst religionslos, gibt er sich gar nicht die Mühe, unsere neuen Begriffe von Religion, einschließlich des Christentums Jesu, zu verstehen, zum wenigsten nicht in seinen eigenen Aufstellungen. Wir legen den Nachdruck darauf, daß wir alles, was wir als zeitlich bedingten Irrtum erkennen, so bezeichnen und uns auf die heute noch unter uns lebendige, innere und soziale Gefühlswelt beschränken. Keiner gegnerischen Geistes-, und noch weniger Naturwissenschaft ist es geglückt, diese Position zu erschüttern, auch der Mauthners nicht. Sein „Monumentalwert des geistigen Befreiungskampfes der Menschheit", wie ein besonderer Umschlag des Verlages seinen „Atheismus", Bd. 1, bezeichnet, leidet an einer Gebietsüberschreitung, mit der er seine eigenen, stark skeptischen Grundsätze selbst übertritt. „Nur wer Worte für Wirklichkeiten hält, wird sich vermessen zu wissen oder zu lehren, was das ist, das Katholizismus heißt, was das ist, das Protestantismus heißt, oder gar, was das ist, das man so gern als Christentum zusammenhalten oder zusammenfassen möchte" (Wörterb. Bd. 1), lehrt er und bekennt sich damit zur Ehrfurcht vor dem Tatsächlichen, wodurch er befähigt ist, sich die Ergebnisse der neueren Geschichtsforschung und Kritik anzueignen. Er kennt eine „psychologische Erklärung von Religionsentwicklungen" und stellt fest: „Das ist der Punkt, wo wir Modernen in aller Gottlosigkeit religionsfreundlicher geworden sind, als die radikaleren englischen Deisten waren und deren französische und deutsche Nachfolger. Es dürfte notwendig sein, dafür einige Belegstellen anzuführen. „Gott ist die Antwort auf die schönste und kindlichste Frage, auf das ewige Warum und das Warum des Warum. Gott ist also die letzte Ursache" (Wörterb. Bd. 1). „Ich wüßte kein poetisches Werk zu nennen, das es an Schönheit mit der Architektur des christlichen Glaubensbaus aufnehmen könnte." „Das Vaterunser, die Bergpredigt und die köstlichen Gleichnisreden werden wohl für immer persönlich bei Jesu bleiben." „Augustinus ... kann mit der Inbrunst seiner Gottseligkeit heute noch einen Atheisten entzücken." „Das Christentum ist immer noch kein totes Wort, es hätte sonst den Bedeutungswandel zum Sozialismus nicht erfahren können." „Und dieser Sozialismus, dieses politische Christentum schickt sich an, Indien und Japan zu erobern." „Das beglückende Gefühl eines Glaubens ist ein Gemeingefühl zwischen den Menschen und kann gar nicht Privatsache sein." Da Mauthner aus einem religionslosen Elternhause stammt, so dürfen wir die Objektivität, die in den angeführten Stellen und vielen anderen zu Worte kommt, um so mehr anerkennen. Leider ist er dem Christentum der Neuzeit, besonders dem Protestantismus, nicht in dem Maße, wie man nach solchen Proben erwarten könnte, gerecht geworden; sein ehrlicher, aber einseitiger Atheismus hinderte ihn daran. Herder, Schleiermacher und die anderen Theologen der neuen Zeit haben ihm nichts zu sagen gehabt. „Unser Geschlecht hat den Kampf der Reformationszeit zu Ende gekämpft und fühlt keinen Haß mehr gegen den Gottesbegriff"; so klingt seine Darstellung aus. Schiller, der sich aus Religion ebenfalls zu keiner Religion bekannte, vermochte doch in ganz anderer Weise den ungeheuren Segen, der von Alters her mit reiner Gottesverehrung verbunden war und noch heute ist, positiv zu würdigen, z. B. in dem Worte des Glaubens: Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt ...!

Der erste Band behandelt, dem Plane des ganzes Werkes gemäß, neben den „rein negierenden Atheisten auch die Lehrer der Vernunft- oder Naturreligion, die Deisten und die Pantheisten, endlich sogar einige Reformatoren und andere Ketzer". Auch Anbeter des Teufels oder alter Götter, freidenkende Kaiser, Päpste und Fürsten, Libertiner und Mystiker werden in den Kreis der Betrachtung gezogen, immer von dem unseres Erachtens verfehlten Standpunkte aus, daß die Geschichte „das langsame Erlöschen des Gottesglaubens" lehre. Diese einseitige Tendenz führt sich selbst ad absurdum, so daß ich mit Lessing, der die Tendenzschriften für sich selber zum entgegengesetzten Zwecke benutzte, zu dem sie geschrieben waren, der Meinung bin, Mauthners Werk sei für den kritischen Leser geeignet, sich im Theismus zu bestärken. Dieses kleinmeisterliche Verfahren erreicht in der Kritik der Reformation seinen Höhepunkt, besonders aber in der Charakterisierung der beiden großen Männer Erasmus und Luther — an sich eine feine historische Parallele. Die Übereinstimmung mit der ultramontanen Geschichtschreibung sollte Mauthner stutzig machen, der die deutsche religiöse Bewegung des 16. Jahrhunderts wesentlich nur als „sogenannte Reformation" wertet, wenn er auch mit dem Satze nicht ganz Unrecht haben mag: „Einzigkeit, Heiligkeit, Allgemeingültigkeit, Ausschließlichkeit und Echtheit der von ihnen gegründeten Kirchen lehrten auch die Reformatoren, erst recht ihre kleinen Nachfolger". Der moderne Radikalismus ist dem Geist der Reformation und dem der Renaissance nicht kongenial. „Durch seine doppelt feige Absage an die Bauern hat Luther sein eigenes

Kind zu einem Krüppel werden lassen; er glaubte klug zu handeln und war dumm, da er sich und die neue Kirche den Landesfürsten unterwarf." Als ob der gebannte und geächtete Luther ein freier Herr der Entwicklung gewesen sei und nach dem Tode der geborenen Führer Sickingen und Hutten der wesentlich westdeutschen Bauernbewegung allein seine Sache habe anvertrauen können! Wohl schürft Mauthner tief, wenn er schreibt: Es war das Schicksal des Erasmus, daß ein Mann ganz anderen Schlages — wie Erasmus selbst wußte —, daß Luther, der Tatenmensch, der von der christlichen Mystik herkam, ihn nötigte, in einer Sache Farbe zu bekennen, die ganz und gar nicht Sache des Erasmus war: in der Frage des Evangeliums. Aber er tut dem Erasmus damit völlig Unrecht; Hutten trifft mit seiner verächtlichen Bezeichnung in seiner Expostulatio: Priester und Theologe viel mehr den Sachverhalt. Erasmus war ein getreuer Bekenner des Christentums Jesu; seine theologischen Schriften sind durchaus ernst zu nehmen. So hat er durch seine Vorrede zu der Ausgabe des Laurentius Valla von 1505 den werdenden Luther direkt beeinflußt, was v. d. Hardt in seiner Historia literaria reformationis bereits 1717 erkannt hat. Er blieb in der katholischen Kirche, weil er in der Tat den „Mut des passiven Widerstandes" besaß, wie Mauthner ausführt, der sein Urteil dahin zusammenfaßt: „Alles in allem war Erasmus von Rotterdam ein erstaunlich freier Mensch für sich selbst, doch nur in geringem Maße ein Befreier für andere." Auch darin hat Mauthner recht gesehen, daß beide Männer sich vorgenommen hatten, einander zu schonen. Nicht erkannt aber hat er, daß zeitlebens jeder in seinem Kreise eine beherrschende Stellung einnahm, indem Erasmus sich auf Kirche und kaiserliche Regierung, Luther auf den Zeitgeist und seinen Kurfürsten stützte. Ihr berühmter Streit ist eine literarische Achilleis, was Erasmus mit seinem Scherz in den Worten: „Gefallen ist der Würfel, erschienen das Büchlein vom freien Willen" andeutet. Den Erfolgen des deutschen Reformators gegenüber fühlt sich Erasmus gewissermaßen als außerhalb des Gesetzes, wie Cäsar beim Überschreiten seiner Provinz durch seinen Übergang über den Rubicon. Mauthners Verfahren, ihn als einen „Unchristen", ja als „gottlos" hinzustellen und damit für seine eigene Weltanschauung in Anspruch zu nehmen, sowie von Luthers „Feindschaft gegen jede Art von Volksbefreiung" zu sprechen, ist unhistorisch und anmaßend. In Wirklichkeit waren Agamemnon-Erasmus und Achilleus-Luther, jeder in seiner mit ihm organisch gewordenen Art, aufrichtige Nachfolger Jesu.

Die neue Zeit nach der Revolution von 1918 und dem Straf-Frieden von 1919 ist dem atheistischen Radikalismus Mauthners keineswegs besonders günstig. Die Quellen der Religion sind vielmehr unversiegt unter uns lebendig. Die großen Blut-, Land- und Geldopfer unseres Volkes, sowie die Gleichstellung des weiblichen mit dem männlichen Geschlecht sind zwei Erscheinungen unserer Zeit, die auf das Gegenwartchristentum günstig zu wirken geeignet sind. Aber selbstverständlich wird auch der Atheismus seine historische Stellung behaupten, ja diese angesichts der schweren Zeitnöte, die viele an ihrem Glauben irre werden lassen, vielleicht noch verstärken. Mauthners Werk, von dessen folgenden Bänden gleichfalls manches Gute nicht nur für die Wissenschaft und die Kultur, sondern auch für die Religion zu erwarten ist, kann wohl dazu beitragen, daß der Streit der Meinungen auf einer gewissen Höhe bleibt, wie sie für die Allgemeinheit und die Fachgelehrten in gleicher Weise ersprießlich ist.

Halle a. d. S. Gustav Conrad

## Vom Studententag Pforta

Der Studententag Pforta hat dieses Jahr seine erste Probe bestanden. Die gewohnte Stätte mit ihrem Zauber blieb ihm versagt, Ersatz in Mitteldeutschland wurde nicht gefunden, immer neue Schwierigkeiten türmten sich von Innen und Außen — das Ergebnis aber war nicht Lähmung, sondern neue Stärke, neuer Reichtum.

In dem Hin und Her der raschen Verhandlungen nämlich, die aus dem unerwarteten Versagen von Pforta entsprangen, wuchsen zwei Tagungen empor, die eine mehr von provinzialer Art in Wahlstatt bei Liegnitz vom 31. Juli bis 3. August, die andre als Haupttagung in Hofgeismar bei Cassel vom 5. bis 8. August. Die Gefahr der Spaltung aber, die damit gegeben schien, wurde überwunden. So groß die Mannigfaltigkeit, so stark die Spannung in unserm Kreise, man kann nicht mehr auseinander. Um die innere Einheit deutlich zu zeigen und zu erhalten, nahm eine ganze Schar an beiden Tagungen teil — keine geringe Leistung für semestermüde Menschen, angesichts der riesigen Entfernung und der Anforderung an Kopf und Herz.

1. Wir machen Ernst mit der „Zuversicht, in der persönlichen Berührung wahrhaftiger Menschen das Wirken des lebendigen Gottes zu erfahren" — das ist das Kernstück des Satzes, durch den wir im Vorjahr unsere Art gekennzeichnet haben. Gerade unter diesem Gesichtspunkt bedeutete die Doppeltagung 1923 einen Fortschritt. Die großen Versammlungen, in denen wir einmal des Jahres mehrere Tage beisammen sind, bringen zu wenig persönliche Berührung; nur selten springt da der Funke empor und entzündet die Seelen zur Gemeinschaft — in voller Kraft haben wir es wohl nur ein einziges Mal erlebt, vor zwei Jahren am Schluß der ersten, so ganz besonders ringenden Tagung. Erst dann können unsre Tagungen wirklich Stätten tragender Gemeinschaft werden, wenn sie Kreuzungs- und Brennpunkte eines Lebens bedeuten, das sich sonst in stilleren, kleineren Kreisen dauernd entfaltet. Diese Neubegründung, von deren Gelingen das Schicksal des Ganzen abhängen dürfte, ist heute im Werk. Hin und her an den deutschen Hochschulen entstehen Kreise, die ihr Leben von den großen Tagungen oder von den Trägern ihres Geistes empfingen, es aber selbständig weiterbilden und in dieser Weiterbildung unter Bornhausens Führung zurückstrahlen lassen auf die Tagungen selbst. Lehrreich dafür war Wahlstatt. Hier im engeren, mehr provinzialen Kreise war die Gemeinschaft tragend, die sich in Breslau allmählich zu starker Kraft verdichtet hat; hier fühlten darum auch die Studenten selbst sich fähig, ganz aktiv hervorzutreten — nicht nur in der Leitung und Ordnung des Ganzen, sondern ebenso in religiösen Feierstunden und in der Vortragsbesprechung. Auch Hofgeismar, überwiegend von Marburger Studenten gestaltet, zeigte an diesen Punkten Fortschritte gegenüber dem Vorjahr. Aber endgültig werden diese Fortschritte für den Gehalt der großen Tagungen erst sein, wenn unsere Studenten an den Hochschulen selbst — verschieden je nach Ort und Art und Menschen — das zu verwirklichen beginnen, was die „Köngener" längst besitzen und was Breslau uns in Wahlstatt zeigte. Je mehr das (in langsamer Entwicklung, ohne künstliches Machen) geschieht, desto siegreicher werden auch die großen Tagungen die Gefahr der bloßen Redeschlacht und Problematik überwinden, werden sie aus Anregungs- zu Lebensquellen emporwachsen, ihre ganze Kraft und ihren ganzen Segen entfalten. Möchte die straffere Ordnung, die der leitende Ausschuß in Hofgeismar seiner künftigen Zusammensetzung und Geschäftsführung gab, einem solchen organischen Wachstum dienen!

2. Endlich ein Wort über den sachlichen Inhalt der beiden Tagungen. Scheinbar wurden in Wahlstatt andere Fragen als in Hofgeismar behandelt: dort Geist, Glaube, Gemeinschaft, hier das Verhältnis von Kultur und Religion. In Wirklichkeit aber rang man hier wie dort um dasselbe Problem, um das Problem der an der überlieferten Formung des Lebens irre gewordenen Jugend. Die Wahlstätter Redner zeigten es gleichsam aufgelöst in wichtige Teilprobleme, die sich dann doch als Einheit erwiesen: erst eine idealistische, aufs feinste abgewogene und doch mächtig beseelte Grundlegung durch den Philosophen Kühnemann (Geist), dann eine streng religiöse, insofern schlechthin überzeugende Beleuchtung durch Pastor Moering (Glaube), endlich eine überaus eindrucksvolle Wendung zu dem Dienst der Liebe, in dem die Entdeckung des Vaters und des Bruders, wenn man will Glaube und Kultur, in eins zusammenfällt, durch den Herrmannschüler Direktor Petras (Gemeinschaft). Glückliche schlesische Gruppe, die mit einem solchen Dreiklang dienen konnte! — Ganz anders in Hofgeismar. Hier war nach mannigfachen Absagen als einziger Hauptredner Gogarten übrig geblieben; wenn in letzter Stunde Ehrenberg-Heidelberg der Tagung den Dienst eines Korreferates erwies, so konnte das doch den Vortrag Gogartens nicht aus dem Mittelpunkt des Interesses verdrängen. Seine Stellung mit ihrer schroffen Entgegensetzung von Gott und Kultur ist bekannt; er führte sie aufs schärfste durch, und zwar wie immer mit Hilfe einer überaus engen Verbindung dialektisch-idealistischer Methodik und transzendent christlicher Einstellung. Gerade diese Verbindung blieb trotz des tiefen Eindrucks, den alle empfingen, wohl für die meisten befremdend. Der Hauptkampf entspann sich zwischen Gogarten und Hauer, dem Führer der Köngener. Wie jener Glaube und Dialektik, so verband dieser Religion und Leben; dort Schärfe und Strenge, hier Weichheit und Fülle; dort ein dualistischer, hier ein monistischer Zug — kurz, hier standen nicht zufällige Einzelne einander gegenüber, sondern typische Gestalten, beide aus innerer Notwendigkeit redend und darum über sich hinausweisend auf eine letzte, tiefste Einheit göttlichen Wirkens. Wenn solche Gegensätze, zuweilen fast dramatisch zugespitzt, das Ganze nicht sprengten, sondern noch fester verbanden, so hat ein Hauptverdienst daran vor allem Heitmüllers Leitung. Seiner Paarung von Umsicht und Festigkeit, von tiefstem Ernst und lächelndem Humor gelang es, alle Ausschußsitzungen und Debatten zu glücklichem Ende zu führen.

Wo war die Tagung reicher in Wahlstatt oder Hofgeismar? Wer beides durchlebte, mag keines entbehren. Jedes gab dem Andern erst das tiefste Verständnis.

Halle a. d. S. Horst Stephan

## Verschiedenes

**Jesus in Bildern aus seinem Leben.** Von Friedrich Zündel. Neue Ausgabe München, Chr. Kaiser 1922. 397 S.

Der Verlag, der sich für K. Barth und Thurneysen einsetzt, und der Herausgeber der neuen Zeitschrift „Zwischen den Zei-

ten" haben das Jesusbuch des Schweizer Pfarrers und Blumhardt-Biographen Zündel nach seiner 2. Auflage (1885) neu herausgegeben. Es ist das ein Symptom dafür, daß die Gegenwart, soweit sie ein Verhältnis zu den Evangelien zu gewinnen sucht, sich von den Leben-Jesu-Darstellungen der historischen Forschungen abwendet und eine Deutung Jesu verlangt, die — nach dem Worte des Herausgebers — aus dem sicheren Gefühl für das Reale der Gottesreichsbotschaft stammt. Ich kann die neue Ausgabe des feinen und sympathischen Buchs jedoch nur für ein künstliches Unternehmen halten; denn diese Erzählung des Lebens Jesu unterscheidet sich doch fast nur gradweise von den Leben-Jesu-Darstellungen der kritisch-historischen Forschung. Das größere Zutrauen zur Glaubwürdigkeit der Quellen bedeutet keinen prinzipiellen Unterschied; es fehlen übrigens auch zeitgeschichtliche Schilderungen und quellenkritische Beobachtungen nicht. Vor allem ist das Mittel der psychologischen Interpretation, das die frühere Leben-Jesu-Literatur charakterisiert, reichlich ausgenutzt, oft sehr fein, manchmal aber auch so, daß ich glaube, jenes Wort Kählers über die Kanzel-Novellen (er dachte dabei wohl an Beyschlag) gelte auch hier.

Wie oft liest man hier die Wendungen: „wie mag er ..." „wie muß ihm zu Mute gewesen sein ...", wie oft die Worte „wohl" und „gewiß"! Als der Täufer den zur Taufe kommenden Jesus erstaunt gefragt hat: „Du auch?" (Mt. 3, 14), heißt es: „O welch erschrockenes Erröten über die bloße Möglichkeit mag ihm geantwortet haben: O schweige von mir! Ich möchte für alle kommen, mit uns Menschen ist's nichts, ich begehre Gottes Trost für die Menschen." Die Entwicklung Jesu in Haus und Beruf seines Vaters versucht der Verfasser, ähnlich wie Frenssen in „Hilligenlei", dadurch anschaulich zu machen, daß er die Motive zu manchen Worten und Gleichnissen Jesu in seinen Jugendeindrücken begründet sein läßt. Er will eine „wirklich menschliche Entwicklung" Jesu zeichnen und bemüht sich, die dogmatischen Aussagen vom Opfertod und der Auferstehung als Anschauungen Jesu psychologisch verständlich zu machen; er läßt ihn die Anschauungen über seine Person und sein Werk im Laufe seiner Entwicklung gewinnen; er redet oft von den Seelenkämpfen Jesu („Er mußte sich durchglauben als Mensch"). Psychologisch wird die Handauflegung bei Heilungswundern gedeutet als „Erweiterung und Verstärkung der Sprache, um in einer ans Herz dringenden Weise dem Hilfsbedürftigen seinen Willen, zu helfen, kund zu geben". So werden die Heilungswunder bis zu einem gewissen Grade psychologisch verständlich. Als Jesus von einem Pharisäer geladen ward, da „ging er wohl zu Tisch gepreßten Herzens, wäre lieber unter seinen Unmündigen geblieben, er ging nicht ohne Sorgen, aber doch getrost, daß wieder irgend etwas von Sieg, von Heil für die Seelen sich dabei ergeben werde". Es ist eine Tat der Selbstverleugnung, daß Jesus den Petrus zum ersten der Apostel machte, diesen unbequemen und lästigen Mann, der „eine beständige Probe für ihn" war. Ja, Zündel kann gelegentlich über eine mögliche Erkältung Jesu reflektieren!

Eigenartig ist seine Stellung zur eschatologischen Botschaft Jesu. Er zeigt eine merkwürdige Verbindung von Naturalismus und Supranaturalismus. Das Reich Gottes ist nach ihm keine jenseitige, schlechthin supranaturale Größe, sondern der Zielpunkt der geschichtlichen Entwicklung; diese ist freilich nicht eine rein immanente, sondern ist von Gott geleitet. Er polemisiert gegen den Immanenzglauben, der die gegenwärtige Welt in der Ordnung findet und gar die Krankheit als Segen zu betrachten vermag. Aber er meint, das Reich Gottes knüpfe doch an das natürlich geschichtliche Leben an, das durch Sünde, Krankheit und Tod nur verdorben sei. Durch Jesu Eintritt in die Geschichte beginnt die Aufrichtung des Gottesreichs im Kampf gegen Sünde, Krankheit und Tod. Die Wunder sind die Vorhut der künftigen Zeit, sind Gesetze einer höheren Ordnung, die „die Härten der Gesetze der jetzigen Weltordnung in einzelnen Fällen ausnahmsweise mildern". Ein Stück Eschatologie gehört also zur Predigt Jesu, aber durch den Entwicklungsgedanken hat Zündel die urchristliche Eschatoloie stark verkürzt.

Im Entscheidenden kommt er zu ganz ähnlichen Formulierungen, wie sie sich in der „liberalen" Leben-Jesu-Forschung finden. Jesu Wort ist eine Tat und wirkt eine Tatsache. „Darin, daß es einen Menschen gibt, wie Jesus Christus ist, ist unser ganzes Geschlecht von vornherein von Gott gewürdigt und geehrt, und ist jedem von Gott her eine tatsächliche Anwartschaft geboten, tatsächlich in Kindesverhältnis zu ihm zu gelangen." Jesu hilfreiche Liebe zieht den Menschen in eine Gemeinschaft mit ihm hinein; „und durch solche Gemeinschaft erhielt er, der Bittende, den kindlich klaren Eindruck der väterlichen Nähe Gottes". „Dadurch ist er der Retter der Welt, daß in ihm auf Erden eine Geistesmacht war, die dem schauerlichen Tun der Sünde gegenüber beständig die Riesenarbeit des Verzeihens leistet, des Verzeihens, da wo es nachgesucht wird."

Eine große Nüchternheit, manchmal ein Rationalismus ist für den Verfasser charakteristisch. Zwischen Jesus und seiner Mutter ging es in Kana zu, „wie es oft in einer vernünftigen Ehe zugeht. ... Das Weib denkt rasch und ist schnell entschlossen, ist es ja doch nicht verantwortlich! Es wirft die Idee dem Manne hin, der Mann wehrt sich für seine Selbständigkeit — er muß ja, ist er doch verantwortlich, und hat er doch die Pflicht und Aufgabe, sich seine Überzeugung zu bilden. So ist er oft kurz angebunden, abwehrend. Aber die Frau kennt das und — verrechnet sich nicht, der Mann macht's und macht's besser und völliger als sie's gedacht". Anderwärts gelingen dem Verfasser auch prächtige Formulierungen, z. B. „Welche verdummende Kraft hat nicht schon oft ein auffallend schönes Kleid!" „Die Hölle ist verschwiegen, sie erzählt nicht, wie viele sich getäuscht haben." — Alles in Allem: besondere Originalität und Bedeutung kann ich dem Buche nicht zuschreiben, aber eine warme und eindrucksvolle Schilderung ist es; gebrochen durch das Medium einer reinen Persönlichkeit leuchtet ein Strahl von dem Licht, das von den Evangelien ausgeht.

Marburg Rudolf Bultmann

**Der Entwicklungsgedanke in der gegenwärtigen Natur- und Geisteswissenschaft.** Von Albert Fleischmann und Richard Grützmacher. Erlangen, Deichert 1922. 189 S.

Der Darwinismus, d. h. die Begründung der schon im 18. Jahrhundert vielfach ausgesprochenen Abstammungslehre durch Darwins Lehre von der natürlichen Zuchtwahl ist von vornherein keine rein wissenschaftliche, sondern eine Weltanschauungsfrage gewesen, und aus dieser Tatsache erklärt sich das ungeheure Aufsehen, das Darwins Werk über die Entstehung der Arten zur Folge hatte. Die enge Verbindung der Abstammungslehre und der Zuchtwahllehre mit dem Gedanken einer aufsteigenden Entwicklung im dogmatischen Darwinismus aber hat den Begriff der Entwicklung einen glaubensmäßigen Inhalt gegeben, der für Viele in der Meinung besteht, Natur entwickele sich und ihre Werke so wie etwa ein lernender Mensch unter allerhand Bereicherungen seines Wissens und Könnens, unter Fehlschlägen und gelegentlichen Rückschritten, allmählich sich entwickelt. Um das Ergebnis von Untersuchungen über diesen Entwicklungsgedanken und seine Anwendbarkeit auf das Reich des Lebendigen und im Bereich des menschlichen Geisteslebens darzustellen, haben der Zoologe Fleischmann und der Theologe Grützmacher je sechs Vorlesungen an der Erlanger Universität gehalten, die sie in einem Bande gemeinsam veröffentlichen. Der Zoologe zeigt eine Reihe der zahlreichen unüberwindlichen Widerstreite und Schwierigkeiten auf, in die die Darwinsche Entwicklungslehre durch die tatsächlichen Ergebnisse der Forschung gekommen ist. Er zeigt die bekannte Unvereinbarkeit des theoretischen Grundpfeilers des Darwinismus, der Variationslehre, mit den wirklichen Ergebnissen der Vererbungswissenschaft und weist auf das Dichterische in der Abstammungslehre hin, die die Rätsel der Folge der verschiedenen Arten von Lebewesen in der Erdgeschichte nicht, auch nicht mit noch so verwickelten Hilfshypothesen, lösen kann. Natur entwickelt sich nicht, sondern ist in jedem ihrer Werke vollkommen. Zu wesentlich ähnlichen Ergebnissen führt den Theologen die Reihe seiner Untersuchungen aus den Gebieten der Geisteswissenschaften, der Geschichte, der Ethik und der Religion: der Entwicklungsgedanke und die mit ihm verbundene Fortschrittsgläubigkeit sind optimistische Mythologie; in der Wissenschaft aber hat nur die treue Beobachtung ihr Recht. Nicht eine zusammenhängende aufwärtsführende Linie zeigt die menschliche Geistesgeschichte. Die Kulturen und Religionen sind jedesmal gewordene Einmaligkeiten, von denen sich nicht eine aus der andern „entwickelt". Jenseits der Grenzen des wissenschaftlichen Erkennens und Durchforschens aber dehnt sich das Unendliche, das den Inhalt echter Religion bildet.

Jeder der beiden Verfasser läßt die tiefe Problematik von Sein und Werden nach seiner Weise durch das Buch klingen, das große Fragen aufrollt, reiche Anregung gibt und weite Verheißung verdient. Carl Haeberlin

**Kleine Mitteilungen.** In den letzten Erklärungen des Finanzministers, die von einem brutalen Eingriff in die privaten Vermögensverhältnisse zur Rettung des Reiches sprachen, schienen einige Hoffnungsstrahlen sich durch das Gewölt des Finanzelends durchstehlen zu wollen. Es ist wirklich zwölfte Stunde zur Hilfe, wenn es mir auch keineswegs außer dem Bereich der Möglichkeiten liegt, daß die zwölfte Stunde schon geschlagen hat. Die traurigen Finanzvorgänge des Augustmonats haben ihr besonderes Merkmal, das sie von früheren Zusammenbrüchen unterscheidet, darin, daß mit dem erneuten Markstutz sich in allen Geschäftszweigen die Berechnung in Goldmark durchgesetzt hatte, voran bei den täglich notwendigen, unentbehrlichen Lebensmitteln. Das brachte eine Verteuerung, zu welcher der Marksturz in keinem Verhältnis mehr stand. Ja sie stieg weit über Gold- und Weltmarktpreise hinaus. Man kaufte in Holland Vieles um ein Drittel des Goldwertes, den man in Deutschland zu bezahlen hatte. Und auch heute noch sind die Preise fast durchweg über Weltmarktpreis und werden festgehalten, ja noch gesteigert. Frägt man einen Geschäftsmann, so erhält man Achselzucken zur Antwort. So werden die Kohlenpreise erneut erhöht mit der Begründung durch die Steigerung der Löhne; die Löhne aber verlangen diese Steigerung wegen Steigerung der Lebensmittelpreise. Wenn diese über Weltmarktpreis bleiben, müssen auch

Löhne und Gehälter über Weltlöhnen stehen — damit verliert unsere Industrie dasjenige, was sie bisher immer noch getragen hat: die Exportfähigkeit, und das Reich, die Länder und Gemeinden haben unheimliche, kaum gedeckte Lasten an Gehaltszahlungen zu tragen. In der Anlehnung an die Goldwährung zu einer Grundziffer, die dem Vorkriegspreise entspricht, sehe ich ein Unglück, das wir in unserm Zustand nicht lange tragen werden. Das kann sich nur ein Volk auf gesunder Finanzbasis leisten, oder es muß derjenige Volksteil, der diese Goldrechnung nicht mitzumachen die Kraft hat, vom Erdboden verschwinden. Und es bleibt nicht bei Weltmarktpreisen; denn bis die Ware in die Hand des Verbrauchers kommt, sind diese längst überschritten. Durch das Ganze wird nur die Rotation des bekannten Zirkels ins Furchtbarste gesteigert. Unheimlich wächst die Schuld des Reiches in geometrischer Progression. Man berechnet sie nicht mehr innerhalb des Zeitraums eines Jahres, sondern nach Tagesdekaden. Und das Loch ist schon so abgrundtief geworden, daß auch die neuerlichen Steueranstrengungen es auszufüllen nicht imstande sein werden. Dazu mehren sich die Anzeichen von Widerspenstigkeit bei denen, die sie zahlen sollen. Bezeichnend sind die Vorgänge in Hamburg, wo der Verein der Eisenindustriellen seinen Mitgliedern Einschränkung der Betriebe empfahl, um der Lohnsummensteuer zu entgehen. Beim dortigen Demobilmachungskommissar sind so viele Anträge auf Betriebseinschränkungen und -Stillegungen eingelaufen, daß der Verdacht der Sabotage auftauchen muß. Die Allgemeinheit steht wie immer auf dem Standpunkt: Rette vor dem Zugriff des Staates, was zu retten ist. Die neue Reichsregierung mit Hilferding, dem als Verfasser des „Finanzkapitals" bekannt gewordenen Finanzfachmann, als Finanzminister, zeigt erfreulicherweise festen Willen. Denn trotz der trüben Aussichten muß Alles geschehen, was in unsern Kräften liegt, damit die Katastrophe nicht durch *unsere* Schuld hereinbricht. Aber haben wir nicht zu große Hoffnungen! Eine wirkliche Änderung bringt nur ein außenpolitisches Wunder, wobei freilich die leise Möglichkeit bleibt, daß wir durch innere Anstrengung das außenpolitische Wunder provozieren. Aber das Alles sind menschliche Erwägungen. Wer kann wissen, was Gott denkt und er mit Deutschland vorhat.

In dieses allgemeine Finanzelend sind auch die *Kirchen* mit hineingezogen. Am allerschlimmsten in Braunschweig, Sachsen und Thüringen. Dankenswerterweise gingen uns zwei Zeitungsartikel aus Thüringen zu. Daß viele Pfarrer dort bei 10 bis 15 Prozent von dem Gehalt, den sie empfangen sollten, mit ihren Familien ein Hungerleben führen, ist bekannt. Welche seelische Kraft gehört dazu, nicht mißmutig, gereizt, unfromm zu werden, vor allem Andern noch in solchen Verhältnissen ein Seelsorger zu sein. Der „Werkpfarrer" bedeutet keinen Vorteil, wie man es vielfach hinstellt, sondern einen Notbehelf. Allgemein durchgeführt, würde diese Einrichtung die pfarramtliche Tätigkeit zerreißen und zersplittern und die Kirche dem Paganismus entgegentreiben. Man hat freilich den Eindruck, daß nicht Alles getan wurde, was geschehen konnte, um das Elend wenigstens zu mildern. Die Pfründen hätten längst in einer Zentralpfarrkasse zentralisiert, die Gemeinden steuerlich mehr herangezogen werden müssen; konservative Vorurteile, wie man sie bei den Gemeindevertretern so oft findet, haben durchgreifende Maßnahmen verhindert; dazu kommt eine unkaufmännische Behandlung des Ertrags der Pfründen. Eine Landeskirche mit 40 000 Morgen Pfarrland bei 800 Pfarrern müßte mit Hilfe der Landeskirchensteuer der gröbsten Not bei rechter Verwaltung steuern können. Freilich ohne ausgiebige Hilfe des Staates kann heute keine Kirche auskommen, so wenig wie die Länder und Kommunen. Sie können alle nicht von ihrer Steuer leben, sondern nur von dem Papierschaum, der in den Notendruckereien geschlagen wird. Und der Staat darf von den Kirchen nicht etwas verlangen, was er selbst nicht kann. Er hat infolge seiner Finanzgebahrung die Pflicht, den Kirchen von dem Papiergeld, das er druckt, in irgendeiner Form mitzuteilen, daß sie nicht zugrunde geht. Die Thüringische Kirche erwägt zur Zeit den Anschluß an die preußische Landeskirche, sie erhofft von der dort herrschenden schärferen Ordnung und Zentralisation die Rettung. Ein lehrreicher Beitrag zum Thema: Gemeindeprinzip oder zentralisiertes Kirchenprinzip; denn eine Landeskirche mit weitester Gemeindefreiheit verlangt heute nach stärkerer kirchlicher Zentralisation.

Die *Jakobikirche* zu Riga ist nun enteignet (vgl. Wöch. Chr. vor. Nr.). Das Innenministerium hat nun auch noch die Enteignung des an der Kirche gelegenen Gebäudekomplexes, welcher der Jakobigemeinde gehört, mitgefordert, trotzdem diese nach langen Debatten durch das Kirchengesetz nicht enteignet werden sollte. Es berührt merkwürdig, daß die beiden Urheber des Enteignungsgesetzes, der Priester Trassun und sein Sohn, vom Ministerrat in den Aufsichtsrat der Bank von Lettland gewählt wurden, trotzdem die erste Wirtschaftskapazität Lettlands, der frühere lettländische Finanzminister Ehrhardt, ihr Gegenkandidat war. Am 1. und 2. September soll die Volksentscheidung über das Gesetz fallen. Bis diese Zeilen erscheinen, wird sie gefallen sein. W

# Wöchentliche Chronik

Die *sächsische* Regierung hat den Landesbischof D. Ihmels und den Konsistorialpräsidenten D. Böhme *zwangspensioniert*. Die kirchliche Behörde hat sich dawider an die Reichsregierung gewandt.

Die seiner Zeit von den Russen vertriebenen *Kapuziner* und *Jesuiten* sind auf Grund der vom *polnischen* Staate garantierten Religionsfreiheit nach Warschau zurückgekehrt. — Der vom Sejm angenommene numerus clausus für die Aufnahme an den *Universitäten* im Verhältnis der Seelenzahl der betreffenden Minderheit schränkt auch die Aufnahme der Evangelischen ein. — Der Präsident des *Warschauer Konsistoriums* der Evangelisch-Augsburgischen Kirche hat den Vorsitz und sein Amt im Konsistorium niedergelegt, ebenso Pfarrer Schönaich sein Amt im Konsistorium. Der einzige deutsch gesinnte Vertreter im Konsistorium der überwiegend aus deutschsprechenden Gemeindegliedern bestehenden kongreßpolnischen Kirche ist der jetzt im Konsistorialrat ernannte Pfarrer Dietrich in Lodz. EvKBl 7

Die Vorbereitungen für das von Papst Pius XI. bereits beabsichtigte neue *Allgemeine Konzil* sind im Gange; es wird Unterkunft für 2000 Bischöfe (mit Begleitung 5—6000 Personen) beschafft. Das Konzil soll sich mit der Wiedervereinigung der christlichen Kirchen und den Maßregeln gegen den Modernismus beschäftigen. RefKZ 28

Eine Probeabstimmung für *gesetzliches Alkoholverbot* in Heidelberg (in den Straßen der Altstadt zwischen Stein- und Ziegelgasse) hatte folgendes Ergebnis: 2154 (85,17 Proz.) dafür; 266 (10,52 Proz.) dagegen. „Die Kirche"

Der vom Kirchenkonzil der „Lebendigen Kirche", die im Friedenszustand mit den Sowjets lebt, abgesetzte Patriarch Tychon hat sich unterworfen, aber nur in politischer Beziehung. Gerade nach seiner politischen Unterwerfung unter die Kommunisten hat er erneut den Kampf mit seinen kirchenpolitischen Gegnern aufgenommen. Zwei Klöster haben sich auf seine Seite gestellt, und fast die Hälfte der Moskauer Kanzeln hält wieder zu ihm. Andererseits haben die Anhänger der „Lebendigen Kirche" dafür gesorgt, daß die Bischofssitze möglichst von ihren Freunden besetzt sind. Außerdem sind die Landpopen Anhänger der Lebendigen Kirche, durch die sie von den Verfolgungen der kommunistischen Staatsmacht frei wurden. Die Gegensätze zwischen der alten Richtung und der Lebendigen Kirche betreffen folgende Punkte, entsprechend der auf dem Konzil von der Lebendigen Kirche beschlossenen Kirchenreform: 1. Aufhebung des Bischofszölibats, was vor allem bedeutet, daß die weiße, die Weltgeistlichkeit, zum Bischofsamt gelangen kann. 2. Einführung der kirchenslavischen Sprache (etwa wie bei uns mittelhochdeutsch). 3. Aufhebung des Patriarchats und Wiedereinführung der Kollegialverfassung.

*Von Personen*. Auf Wunsch von Amtspflichten befreit: Prof. D. Adolf *Jülicher* in Marburg. Promoviert: Stadtpfarrer Otto *Zandt* in Konstanz, Vorsitzender des badischen Landesvereins der GAStiftung, zum D. von Heidelberg. Gestorben: Der Dichter Pfarrer Paul *Schreckenbach* in Klitzschen.

E St

---

**Weimar**. Unsere Absicht, als Vorbereitung für die Tagung des Bundes für Gegenwartchristentum in Weimar 1.—3. Oktober eine Nummer „An die Freunde" herauszugeben, ist durch die Teuerung unmöglich geworden. So muß die CW alles Nötige bringen. Wir wollen, trotz allem, was uns die letzten Wochen gebracht haben, die Tagung halten und haben die bestimmte Hoffnung, daß sie auch äußerlich gelingen und den Teilnehmern keine übermäßigen Kosten verursachen wird. Wir bitten aber um möglichst sofortige Anmeldung bei *Frl. Stock, Ettersburgerstr. 4*, da sonst eine Gewähr für eine Wohnung nicht gegeben werden kann. Abgesehen vom Mittagessen wird sich Jeder selbst verpflegen, auch Bettwäsche mit bringen müssen. Wir bitten auf die Änderungen der diesmaligen Anzeige gegenüber der vorigen zu achten, sie sind von Wichtigkeit*). Die Tagung des Verbandes des Freien Protestantismus ist in die des Bundes für Gegenwartchristentum nach der geschäftlichen Seite einbezogen, die Teilnahme ist Inhabern von ganzen Teilnehmerkarten ohne weiteres gestattet, außerdem werden für diesen Tag besondere Tageskarten ausgegeben. Der Evangelisch-Soziale Kongreß hat eigene Geschäftsleitung. *Am 1. Oktober wird der Zug von Jena 4.20, der sonst nur bis Oberweimar führt, bis Weimar durchgeführt*, so daß Anschluß an die Versammlung der FCW hergestellt wird**). Für den Spaziergang nach Belvedere am 4. ist noch ein besonderer Genuß in Aussicht genommen: *Frau Bonus* wird dort im Grünen eine Legende erzählen. Stier

*) Leider konnte die Redaktion das Inserat in seiner umstehenden Gestalt nicht nachprüfen. Das endgültige Programm, das wir mit verantworten, steht also in nächster Nummer. Aber auch die heutige Gestalt wird hoffentlich zutreffen. D H

**) Die Verhandlung über den Pazifismus kann also bereits 6 Uhr beginnen. D H

Verantwortlich: Lic. theol. Georg Wünsch, Marburg a. L.

# An unsere Postbezieher!

Im Einverständnis mit der Postverwaltung wird das Bezugsgeld für die „Christliche Welt“ für Monat **September** auf M. 150 000.— erhöht. Der Unterschiedsbetrag zwischen dem an die Post bezahlten (Mk. 12 000.—) und dem neuen Preise, d. h. M. 138 000.—, erbitten wir von unseren Beziehern unmittelbar auf unser Postscheckkonto **Erfurt 2422 mit dem Vermerk „Nachzahlung für die Christliche Welt Monat September“.** Bei dieser Gelegenheit bitten wir diejenigen Bezieher, die mit ihrer Nachzahlung für Monat August noch im Rückstand sind, die Nachzahlungen für August und September zu vereinigen.

**Vom 1. Oktober ab** hat nach neuerlichen Postbestimmungen auch für Zeitschriften das System Grundzahl mal Schlüsselzahl in Kraft zu treten. Die Bestimmung der Grundzahl (annähernd Friedenspreis) bleibt dabei dem Verlag überlassen. Wir haben für die Christliche Welt vierteljährlich eine Grundzahl von nur Mk. 1.80 angesetzt und dabei bei Weitem noch nicht den ehemaligen Friedenspreis erreicht.

Die Schlüsselzahl wird in Verbindung mit der Postbehörde jeweils bis zum 16. des vorhergehenden Monats vom Börsenverein der deutschen Buchhändler für den kommenden Monat festgesetzt. Wir sind daher erst in der Lage die Schlüsselzahl in der zweiten Doppelnummer jeden Monats — erstmalig in nächster Nummer für den Monat Oktober — bekannt zu geben und werden dieses fortlaufend in Form einer Fußnote tun.

**Der Verlag der Christlichen Welt Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha**

# An unsere Bezieher im Auslande!

Nach eingehender Kalkulation sind wir in der Lage unsere bisherigen Auslandspreise, wie dieselben in der Fußnote dieser Nummer enthalten sind, auch für das Vierteljahr Oktober bis Dezember beizubehalten. Wir bitten jedoch unsere Bezieher im Auslande, uns die Beträge für das vierte Vierteljahr möglichst bald durch Zusendung von **Noten in Auslandswährung** zukommen zu lassen, damit das kostspielige Versenden von Rechnungen und Mahnungen nach Möglichkeit vermieden wird. Lieferung wird wie bisher gewissenhaft unter Kreuzband erfolgen.

**Der Verlag der Christlichen Welt**

**Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha**


## Schreibmaschine

**„GEOMA“ die ideale Kleinschreibmaschine für alle Zwecke!**

D. R. G. M. - D. R P. a.

**Vielfach erprobtes, neuestes Modell,** sichtbare Schrift, auswechselbares Typensystem, leichteste Handhabung.

**Einführungspreis einschliesslich Verschlusskasten 20 M.**

## Photo-Apparat

**„GEOMA“-Klappkamera** für Platten 6×9 cm mit Metallkassetten

D. R. G. M. - D. R. P. a.

Hervorragend elegante und stabile Ausführung. Zeit- und Momentverschluß, prima Optik! — **Die wirklich brauchbare und billige Klappkamera für den Amateur und Liebhaberphotographen.**

**Einführungspreis einschliesslich Etui 5 Mk.**

## Opernglas

**gute Ausführung, mit vorzüglicher Optik!**

Geeignet für Theater, Reise usw.

**Einführungspreis einschliesslich echtem Lederetui 3 Mk.**

*Obige Preise sind mit dem zurzeit gültigen Teuerungsschlüssel von 500 000 zu multiplizieren*

**Versandbedingungen:**

**Bei Voreinsendung des Betrages** auf unser Postscheckkonto Nr. 5853 Amt Stuttgart erfolgt der Versand **verpackungs- und portofrei! Wird Nachnahmesendung** gewünscht, so müssen wir die entstehenden Kosten in Anrechnung bringen. **Abbildungen sowie Schriftproben von der Schreibmaschine versenden wir auf Wunsch gerne kostenlos!**

**Großabnehmer an allen Plätzen gesucht!**

„GEOMA“ G. m. b. H., Gesellschaft f. Optik u. Mechanik

**Stuttgart,** Gutenbergstraße 132.


## Provinzialtagung des Evangelisch-Sozialen Kongresses

**Jena, Rosensaal,** Montag 1. Oktober

9 Uhr Vorstands- und Ausschußsitzung. ½11 Uhr „Der Gemeinschaftsgedanke als ethisches Problem in der Wirtschaft“: Privatdozent Lic. Dell-Gießen. 3 Uhr Besichtigung des Zeißwerkes mit Einführung in die sozialen Unternehmungen der Werke durch Dr Schomerus. 5 Uhr Mitgliederversammlung mit Aussprache.

Meldungen zum Mittagessen im Studentenheim bis 23. September an Fräulein Dr. Lydia Eger, Jena, Bachgasse 26. Durch diese auch für schon Sonntag eintreffende Teilnehmer Wohnungsvermittlung.

*

## Bund für Gegenwartchristentum

**Weimar, Ev. Gemeindehaus,** 1.—3. Oktober

Montag 1. Oktober Freunde der Christlichen Welt: 4 Uhr Vertrauensmänner, 6 Uhr Mitgliederversammlung mit eingeführten Gästen: „Christentum und Pazifismus“, Kübel und Schümer.

Dienstag 2. Oktober 9 Uhr Andacht in der Stadtkirche, Oberpfarrer Schmidt. 10 Uhr Erste Hauptversammlung: „Est Deus in nobis? (Idealismus und Christentum)“, Bornhausen. 4 und 5½ Uhr Generalversammlung der FCW und FFrV. 8 Uhr Weihestunde in der Stadtkirche (Weimar und die deutsche Frömmigkeit).

Mittwoch 3. Oktober 9 Uhr Sonderversammlung des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins: „Die Sorgen Ostasiens und der Segen des Christentums“, Tamaschke-Berlin. 10 Uhr Zweite Hauptversammlung: „Gefühl, Erlebnis, Wahn (Seelenproblem)“, Prof. Dr. Strohmeyer-Jena. 3 Uhr Weimarbesichtigung. 6 Uhr Gottesdienst in der Stadtkirche, Mensing. 8 Uhr Aufführung von Hebbels „Genoveva“ als Mysterium.

Anmeldungen an Fräulein Elisabeth Stock-Weimar, Ettersburgerstr. 4 für Mittagessen und Wohnung (für letztere mit Rückkarte) bis spätestens 15. September. Für sonstige Verpflegung Selbstversorgung. Empfangsbureau im Ev. Gemeindehause.

*

## Verband des freien Protestantismus

**Weimar, Ev. Gemeindehaus,** Donnerstag 4. Oktober

9 Uhr „Gemeindeleben und Kirchenpolitik, Gefahren und Aufgaben angesichts der neuen Kirchenverfassungen“. Generalsekretär des Deutschen Protestantenvereins Wilhelm Schubring-Berlin. Nach der Aussprache Besprechung der Verbandsvereine über Verbands- und Vereinsaufgaben. 3 Uhr Spaziergang nach Belvedere.

Teilnehmerkarten für Bund für Gegenwartchristentum gelten auch für diesen Tag; besondere Tageskarten in diesem Empfangsbureau.

## Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt E. V.

**Ordentliche Mitgliederversammlung**

**Dienstag, den 2. Oktober 1923 nachmittag 4 Uhr in Weimar, Evang. Gemeindehaus**

Tagesordnung:

1. Jahresbericht.
2. Kassenbericht und Entlastung des Kassenführers.
3. Neuwahl des Vorstandes.
4. Anträge, die dem Vorsitzenden bis zum 21. September einzureichen sind.

**Der Vorstand.**

**Eine Weiterführung der Reformation**

bedeuten die 2 neuen Schriften v.

**Friedrich Schöll**

I. Die Wahrheit über d. Christentum. Wege zu deutsch. Wiedergeburt zur Schaffung eines deutschen Volksglaubens. —50 Grdz.

II. Das wahre Christentum als deutscher Volksglaube. 80 Sätze wider den Unglaub. d. „Christen" —.10

**Mimir**

Verlag für deutsche Erneuerung Stuttgart, Senefelderstraße 13

---

Zu verkaufen gegen Höchstgebot

**Herzogs Realenzyklopädie,**

herausgeg. von Hauck, 3. Aufl. 22 Bde., Originaleinband, sämtliche Bände tadellos erhalten. Anfragen mit Preisangebot an

Frau Pfarrer **Ahles**, Wwe. in **Schlierbach** bei Heidelberg.

Dr. 4ling Seife

Hersteller: J. Kron, München

Unerreicht in Duft und Güte!

Alle Damen sind begeistert von dem köstlichen Duft und der erfrischenden Wirkung!

---

PAUL JAEGER

# FESTLAND

## Band II: Wege zu Christus

geh. Gz. 2.—, geb. 3.50

Jaeger gewinnt in der dynamischen Auffassung des Paulus „Festland". Sie hat nichts mit Theorie zu tun und läßt auch den Streit beiseite, der durch die Unsicherheit des Geschichtlichen hervorgerufen wird, da das Dynamische diesem gegenüber eine günstigere Erlebnismöglichkeit bedeutet. Das ist die wichtige Einstellung dieses neuen Bandes, der ebenso wie der erste in einer Zeit religiösen Suchens die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich lenken wird.

Früher erschien

## Band I: Wege zur Wirklichkeit

geh. Gz. 2.—, Frs. 2.—, geb. 3.50, Frs. 3.—

„Ein solches Buch, es ist ein Meisterwerk ersten Ranges, ein Bekenntnisbuch von überzeugender Kraft, ist dazu berufen, gerade in unserer Zeit, ja zu allen Zeiten, Führerdienste zu tun."

Süddeutsche Blätter

Friedrich Andreas Perthes A.-G. Stuttgart/Gotha

---

**Homogene Anzug-Stoffe**

solche, bei denen der eine dem andern an Güte gleicht, gibt es. Sie wenden sich dieserhalb an unsere Firma.

**Stoffe in allen Farben direkt aus den Lausitzer Tuchfabriken**

je 3,20 Meter — abgepaßt zu soliden, vornehmen und dauerhaften Herren-Anzügen. — Wir versenden keine Probe, aber nach Ihren Angaben und Wünschen die obenerwähnten Stoffe ohne Kaufzwang und ohne Nachnahme als Auswahlsendung. Sie riskieren nichts als Rückporto für Wertpakete. Berufsangabe unbedingt erforderlich.

**Albert Heinrich Kreie, Tuchversand**
**Forst i. L.** (Tuchindustriezentrale Deutschlands).

---

Der **Nürnberger Diakonieverein** beginnt am 1. Oktober einen **Ausbildungskurs** in **Krankenpflege** für Schülerinnen. Aufnahmebedingungen und Einzelheiten durch die Vereinsleitung Nürnberg, Blumenstraße 8. Rückporto erbeten.

---

Zum 1. Okt. oder früher gesucht **gebild. Stütze** (Haustochter), die sich mit der Hausfrau in alle Arbeit teilt. Gehaltsford. angeben.

Pfarrhaus **Hüddingen** bei Bad Wildungen.

---

Gesucht **Hauslehrer** Gut Lindenhof bei Lahr (Baden). Obersekunda, Sexta Oberrealschule.

Frau **v. Knobelsdorff** z. Zt. Nordseebad Juist. Christoffers.

---

**Evangel.-sozialeFrauenschule in Freiburg i. B.**

Staatlich anerkannte Prüfungsstelle für Sozialbeamtinnen und Wohlfahrtspflegerinnen.

Beginn des 2jähr. Ausbildungsgangs **1. Oktober 1923.**

Auskunft durch die Leiterin:
Dr. **Julie Schenck**, Adelheuserstr. 27.

---

Kinderloses Ehepaar sucht zum 1. Oktober zur Unterstützung der Hausfrau ein einfaches **junges Mädchen** von 16—18 Jahren in neuerbautem eigenem Hause.

Kaufmann **Friedrich Sarb** Ostseebad **Laboe** (bei Kiel).

---

**18jähriges Mädchen**

Zahntechnikerin, in Haushalt und Kinderpflege erfahren, ernst und zuverlässig, **sucht Stelle** als Haustochter gegen zeitgemäße Vergütung. Angebote an **Frau Prof. Ehrlich, Elbing,** Königsberger Straße 16.

---

Der Unterzeichnete sucht für die Witwe Wilhelm Diltheys, die kein Unterkommen hat, für die Wintermonate einen einfachen **Aufenthalt** (möbliertes geheiztes Zimmer mit Verpflegung) gegen Vergütung in einem gebildeten Hause wenn möglich Süddeutschlands, Familienanschluß erwünscht. Gefällige Nachrichten erbeten an

Pfarrer Lic. Dr. **W. Heinsius**
Stümpfelbrunn, Amt Eberbach, Baden

---

**Schwestern**-ausbild. mit Gehalt, Staatsexam., Anstellung in Krankenhaus u. Gemeinde bietet der **Hess. Diakonieverein**

Rückp. Darmstadt, Wittmannstr. 22
Konsistorialrat Noack.

---

**Das Heim der Freunde der Christlichen Welt**

in **Friedrichroda,** Schreibersweg 6

bietet den Freunden und Gesinnungsgenossen der Christlichen Welt Sommer und Winter einen behaglichen Aufenthalt zu Erholung und Gemeinschaft. Gute Verpflegung, heizbare Zimmer. Anfragen an die Hausmutter

---

An die Mitarbeiter der „Christlichen Welt"

**Sonderdrucke betreffend**

Die heutigen Verhältnisse verbieten es uns, Sonderdrucke oder Abzüge einzelner Arbeiten anzufertigen; die uns entstehenden Selbstkosten sind so hohe, daß wir es weder wagen können, sie den Herren Auftraggebern in Rechnung zu stellen, noch viel weniger sie selbst zu tragen vermögen. Wir bitten daher die Herren Mitarbeiter, von der Gepflogenheit, Sonderdrucke ihrer Arbeiten zu verlangen, grundsätzlich **absehen** zu wollen.

**Friedrich Andreas Perthes A.-G.**

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland, Oesterreich und Ungarn für den Monat Sept.: M. 150000.—, Doppelnummer: M. 80000.—; im Ausland für das Vierteljahr Juli—September und zwar: Amerika Dollar 0.80; Dänemark Kr. 3.60; England sh 3/2; Finnland Marka 20.—; Frankreich mit Elsaß, Belgien und Luxemburg Frcs. 10.—; Holland Gulden 2.—; Japan Yen 1.60; Italien Lire 12.—; Jugoslawien Dinar 56.—; Norwegen Kr. 4.—; Rumänien Lei 100.—; Schweden Kr. 2.80; Tschechoslowakei Kr. 18.—; Schweiz (Postscheckbureau Zürich Nr. VIII. 1851) Frcs. 4.—; Spanien Peseten 4.—; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. — Anzeigengebühr für kleine Anzeigen: die viergespaltene Millimeterzeile Grundzahl 0,10 mal der jeweiligen Schlüsselzahl des B.-B.; größere Anzeigen nach Übereinkunft. — Postscheckkonto Erfurt 2422. — Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Stuttgart-Gotha. — Auslieferungsort Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 20. September